Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

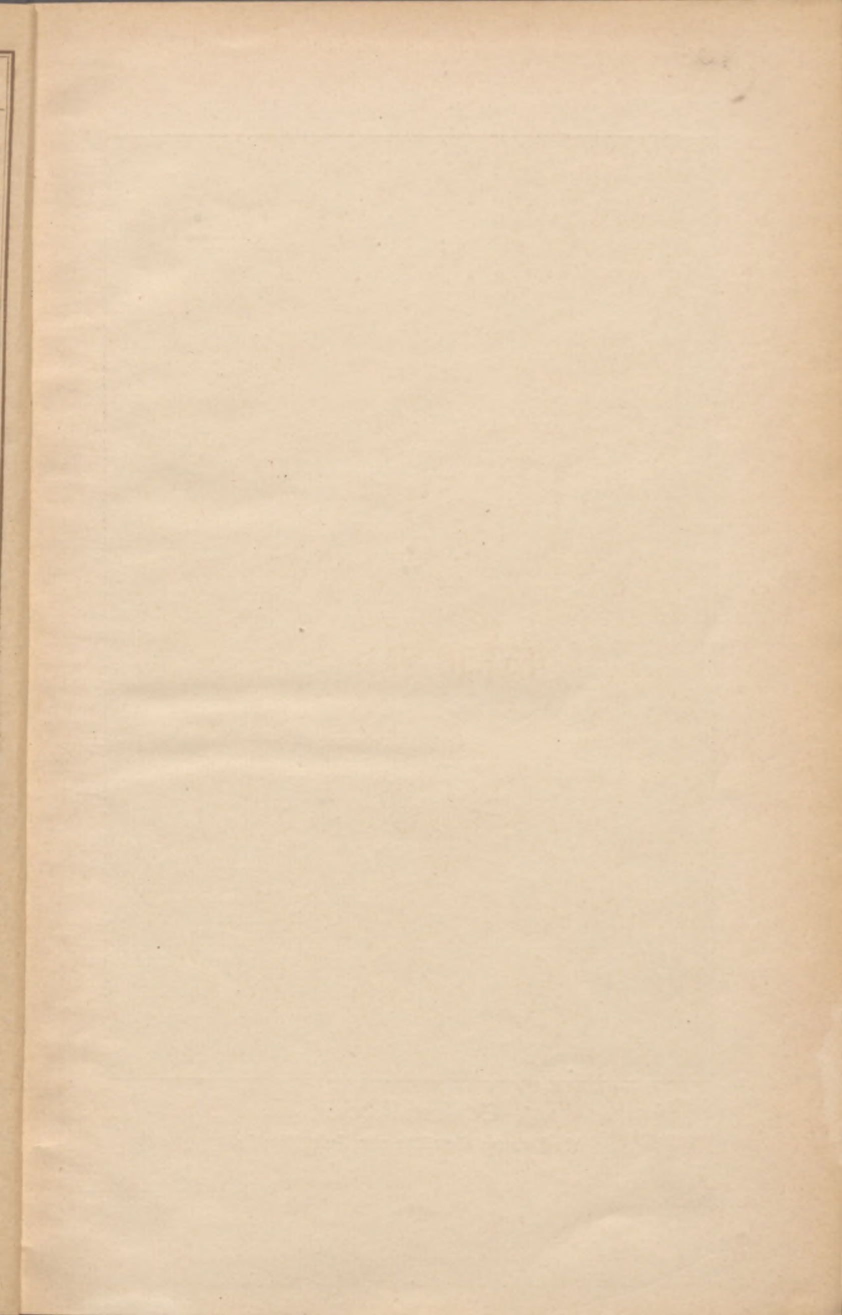
Jahrgang 1925
Band 7

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.30 (ausschließlich Bestellgeld). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich







Schelmenliedchen.
Nach einem Gemälde von Fritz Martin.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

7. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Unverhofft / Erzählung von Horst Bodemer . 5

Die Fahrt in den Abgrund / Roman von Reinhold Ortmann / Fortsetzung 36

Blühende Steine und fliegende Pflanzen Von Dr. Johannes Bergner / Mit 21 Bildern 100

Nervenstörungen und seelische Erschütterungen durch Erdbeben / Von Hermann Radestock 120

Mexikanische Volksfeste / Von Walter von Rummel / Mit 6 Bildern 130

„Prinz Orloff“ / Von A. M. Frey 141

Wettflug von Kleinflugzeugen über die Zugspitze / Von Herbert Alemann / Mit 10 Bildern 147

Nach kurzem Glück . . . / Novelle von Emma Haushofer-Merk / Schluß 157

„Siebenmeilenstiefel“, ein modernes Laufrad Von Adolf Ittner / Mit 3 Bildern 169

Sibirien, ein Zukunftsland / Von A. Kett . 176

Lebensdauer der Tiere / Von Fr. Burger . 189

Trost in dir / Von Wilhelm Hamm 196

Unser zweites Preisrätsel 197

Mannigfaltiges

Die Neidsucht, ein häßlicher Fehler 198

„Ela“, der elektromagnetische Lichtbadapparat / Mit Bild 200

Worte von Joseph Görres (1776—1848) 201
Immer „ritterlich" und höflich 202
Ein unwahres Sprichwort 203
Der kluge Wesir 204
Tierfreundschaft 205
Heimgeschickt 207

Rätsel

Rösselsprung 119. Zitatenrätsel 119. Palindrom 129. Füllrätsel 140. Verschiebrätsel 140. Homonym 146. Silbenrätsel 156. Logogriph 168. Buchstabenrätsel 188.

Zwei Kunstblätter

Schelmenliedchen.
Nach einem Gemälde von Fritz Martin.

Beim Deandel.
Nach einem Gemälde von Eduard Hetz.

Unverhofft

Erzählung von Horst Bodemer

Der Kantor Blenitz hatte sich erst zur Heirat entschlossen, als er schon Mitte der Dreißiger war. Für einen Lehrer auf dem Lande verhältnismäßig spät. Dafür war aber auch er vorsichtig in der Wahl seiner Frau gewesen. Er hatte eine Bauerntochter gefreit, die ihm außer Land noch ein paar tausend Taler mit in die Ehe brachte. Da er auch ein kleines Vermögen besaß, konnten sie sorgenfrei und recht gemütlich leben.

Nacheinander hatten sich drei Mädel eingestellt. Nach fast fünfundzwanzigjähriger Ehe war Frau Blenitz gestorben. Die Mädel waren nun erwachsen, gut erzogen und arbeiteten wacker.

Vor einem Jahr war Herr Blenitz, der im Lauf der Zeit den Titel Kantor bekommen hatte, in den Ruhestand versetzt worden. Da zeigte sich, daß er klüger gewesen war als seine gute Frau, mit der er eigentlich nur einmal in Meinungsverschiedenheiten geraten war. Damals hatten sie fast ein halbes Jahr miteinander gehadert. Das war so gekommen: Der Frau war eine nicht unbedeutende Erbschaft zugefallen; sie wollte, daß das Geld zu den übrigen Ersparnissen auf die Kasse getragen würde, damit die Mädel, wenn sie einmal heirateten, Bargeld in die Hand bekämen. Aber da war Blenitz sehr eigensinnig gewesen. Ein Bauunternehmer in der kleinen, in der Nähe liegenden Kreisstadt war in Konkurs geraten, und der Kantor hatte das schöne Landhaus des Bauunternehmers, das in einem großen Garten lag, der verständnisvoll angelegt worden war, ersteigert und an einen höheren verabschiedeten Offizier vermietet.

Wenn ihm seine Frau, die ihm darin nicht beistimmen konnte, Vorwürfe machte, hatte er immer wieder gesagt:

„Geld kann man verlieren, Land aber nicht. Die Miete legen wir selbstverständlich auf die Kasse, dann haben wir später Geld genug, um unsere Mädel aussteuern zu können. Und es könnte doch auch vorkommen, daß eine mit ihrem Mann einen Fehlgriff macht, Bargeld geht in solchen Fällen rasch genug verloren, Land und Gebäude können aber doch nicht so leicht durchgebracht werden. Deshalb ist es gut so, wie ich es haben wollte."

Blenitz war durch sein ganzes Leben ein vorsichtiger Mann gewesen. Und das Glück war ihm allerdings bisher günstig geblieben. Kurze Zeit, bevor er seinen Dienst aufgeben mußte, um einem jüngeren Mann Platz zu machen, war der Mieter des Hauses gestorben; seine Witwe fand bei einer verheirateten Tochter Unterkunft. Da war Blenitz in das schöne Landhaus gezogen. Die Wohnung in der Schule mußte er ja räumen, und das Wohnungsamt der Kreisstadt hatte ihm beim Einzug keine Schwierigkeiten bereitet.

Die Besitzung lag am Stadtende. Wer in den Wald wollte, mußte da vorüber. Wenn der Kantor am Nachmittag mit seiner langen Pfeife durch den Garten wanderte oder vor seinem Haus im Schatten des großen Nußbaumes saß, konnte er die Spaziergänger mustern. Und das war für den alten Herrn recht unterhaltsam. Überhaupt wäre er, trotz der hohen Steuern, ganz zufrieden gewesen, wenn von seinen Töchtern wenigstens eine oder die andere allmählich ans Heiraten gedacht hätte. Im Lauf der Zeit hatte sich zwar mancher Freier eingestellt, denn seine Töchter waren tüchtig, nicht gerade Schönheiten, aber für schmale Zeiten, in denen man lebte, doch vermögend genug. Die Mädel aber winkten den jungen Herren, die ihnen schöne Augen machten, immer wieder beizeiten ab, so daß die Werbenden gar nicht dazu kamen,

sich einen Korb zu holen. Warum sie sich so verhielten, mochte Gott wissen. Der Vater begriff es nicht.

Anna war nun achtundzwanzig, Berta drei Jahre jünger und Lisbeth zweiundzwanzig. Mancher junge Lehrer war der einen oder anderen zu Gefallen gegangen, aber ohne den geringsten Erfolg. Mitunter fragte der Vater vorsichtig, warum die Mädels sich so abweisend verhielten; was er darauf zu hören bekam, hatte ihm nie gefallen. Die Lippen hatten sie gerümpft und behauptet, auf dem Land wollten sie nun einmal nicht versauern. Eine redete es wohl der anderen nach. Na, nun lebte man ja so gut wie in der Stadt. Im Hause gab es Platz genug, daß ein Mann hier hätte einheiraten können. Blenitz hatte im stillen immer gehofft, daß nun endlich Freier kommen würden; aber es schien nicht der Fall zu sein. Er war auch nicht dazu angelegt, auf seine alten Tage noch Anschluß zu suchen. Er arbeitete in dem großen Garten, und seine Töchter hatten genug zu tun, um Haus und Wirtschaft instand zu halten. Es schien, als ob sie sich um die Welt draußen gar nicht kümmerten. Mochten sie es halten, wie sie es wollten; er war zufrieden, daß sie keine großen Ansprüche an seinen Geldbeutel stellten. Im Sommer wurde viel aus dem Garten verkauft, und Gott sei Dank, konnte man wieder einen Fünfzigmarkschein nach dem andern, trotz der hohen Steuern, zur Kasse bringen, die jetzt auch schöne Zinsen gab. Es war eine Freude, im Sparbuch zu blättern.

Die schlimmen Zeiten hatten es mit sich gebracht, daß in jeder Kreisstadt ein Finanzamt eingerichtet werden mußte. Konnten früher ein paar Steuersekretäre mit Schreibern den ganzen Kreis bearbeiten, so waren dazu jetzt mehr Leute nötig.

Unter den Steuerbeamten gab es nicht wenige Jung-

gesellen. Die Vermögensverhältnisse der Kreisinsassen waren den Herren genau bekannt.

Einige dieser Junggesellen entwickelten sich zu Naturschwärmern. Jeden schönen Nachmittag wandelten sie gemächlich dem nahen Wald zu, um ihre vom Zahlenwust überspannten Nerven in der guten Luft aufzufrischen.

Kantor Blenitz, der dienstlich mit einigen dieser Herren bekannt geworden war, freute sich erst über die Naturliebe dieser hartgesottenen Steuereintreiber. Er dachte: Wer an der Natur Freude hat, ist im Grund immer ein guter Mensch.

Einmal aber fiel es ihm doch auf, daß Lisbeth, die Jüngste, wenn die Zeit des Büroschlusses im Finanzamt herankam, sich immer mit Hacke, Rechen, Spaten oder Gartenschere in der Nähe des Zaunes zu schaffen machte. Erst war es ihm als Zufall erschienen, bald aber mußte er sich gestehen, daß da zweifellos eine bestimmte Absicht dahinter steckte. Schmunzelnd rückte er sein schwarzes Samtkäppchen, um das sich eine grüngestickte Efeuranke schlang, Bertas letztes Weihnachtsgeschenk, ein wenig aufs linke Ohr, blies den Rauch aus seiner langen Pfeife und lächelte dazu. Wenn sich eine seiner Töchter zur Heirat willig fand, dann durfte man weiter hoffen, denn es war schon öfters vorgekommen, daß so etwas auf Schwestern ansteckend wirkte. Daß aber seine Jüngste damit anfangen sollte, ging ihm nicht recht in den Kopf. Es mochte nicht schön sein, aber er hing an der Jüngsten am meisten, weil sie die lustigste war und immer zärtlich mit ihm umging. Neulich hatte sie ihm seinen grauen Vollbart sogar ganz ausgezeichnet geschnitten. Für einen Vater war es ohnedies nicht leicht, mit erwachsenen Töchtern über Liebe und Ehe zu reden. Er hätte sich gern dar-

um gedrückt. Wie sich aber die Dinge nun zu entwickeln schienen, hielt er es für seine väterliche Pflicht, doch darauf hinzuweisen, daß er noch ein paar ganz gute Augen im Kopfe habe.

Am nächsten Vormittag, als seine drei Töchter eifrig im Garten arbeiteten, trat er an sie heran, schwenkte die lange Pfeife ein paarmal hin und her, ein Zeichen, daß eine ernste Auseinandersetzung zu erwarten war, und rückte sein Samtkäppchen in den Nacken. Anna und Berta sahen sich bedeutungsvoll an; Lisbeth hackte so emsig weiter, daß sie wahrscheinlich davon einen dunkelroten Kopf bekam. Da reckte der Kantor seine Brust heraus und sagte ernst: „Mir scheint, als gingen die Herren vom Finanzamt hier nachmittags nicht ganz zufällig vorüber. Daß Lisbeth um die Zeit immer in der Nähe des Gartenzaunes zu tun hat, darüber habe ich keinen Zweifel. Zufall ist's gewiß nicht. Ich will nicht hoffen, daß ihr vor eurem Vater Geheimnisse habt!"

Die älteren Töchter beteuerten entschieden, daß sie davon nichts wüßten; mißbilligend schauten sie die jüngere Schwester an. Die legte ruhig die Hände auf den Hackenstiel und sagte ein wenig schnippisch: „Ich hab' keine Geheimnisse vor dir, Vater. Und daß ich mich sehen lasse, wenn die Herren vom Finanzamt vorbeikommen, leugne ich nicht. Ich denke nicht daran, auf dieser schönen Welt zu versauern."

„Skandalös!" sagte Anna, die Älteste, und stampfte mit dem Fuß auf.

Berta nahm keine Partei, sie lachte. Es klang merkwürdig.

Da kam dem Herrn Kantor nach seiner Meinung der einzig richtige Gedanke. Er sagte: „Der Lauf der Welt ist's, daß aus Mädchen Frauen werden! Wenn ihr mir

rechtschaffene Männer bringt, besteht für mich nicht der geringste Grund, sie nicht willkommen zu heißen!"

Lisbeth steckte ihr Näschen in eine dunkelrote Rose und antwortete: „Na also! Daß wenigstens einer der Herren, die immer hier nachmittags vorübergehen, ernstliche Absichten hat, ist mir klar. Denn, daß wir anständige Mädchen sind, wissen sie."

Berta schwieg. Anna aber trumpfte auf: „Das fehlte grade noch, daß die Jüngste von uns zuerst ans Heiraten denkt."

Das Nesthäkchen sagte schnippisch: „Es hindert dich doch kein Mensch, als erste von uns zu heiraten. Du wirst dich aber dann ein bißchen dazuhalten müssen!"

„In deinem Alter ..."

Beschwörend hob der Vater die Hände hoch, in der Rechten hielt er seine lange Pfeife, und unterbrach seine älteste Tochter: „Kinder! Kinder! Keinen Streit! Noch dazu hier im Garten. Ich habe euch meine Ansicht noch einmal gesagt, ich denke, es wird genügen. Verlange nur, daß ihr euch nichts vergebt! Die Männer müssen werben! Wir bleiben bei der guten alten Sitte!"

Damit das Gespräch nicht weitergehen sollte, zeigte der Kantor nach dem hohen Kirschbaum und sagte: „Auf dem hängt mindestens ein Zentner! Es wird nicht leicht sein, die herunterzuholen. Man muß die längste Leiter nehmen."

Lisbeth, das übermütige Ding, gab aber noch keine Ruhe.

„Die Anna kann ja unten bleiben und die Leiter halten, die Berta von der Leiter aus pflücken, ich klettere rauf in die Krone, da hängen die reifsten Kirschen — und spucke den beiden die Kerne auf den Kopf."

Solch eine Tonart war im Haus Blenitz bisher un-

erhört. Die Schwestern waren entsetzt, der Vater aber nahm seine Jüngste bei der Hand, führte sie ins Haus und las ihr gründlich den Text. Da das Nesthäkchen gleich zu weinen anfing, was sonst so leicht nicht vorkam, stand es beim Kantor fest: das Mädel war verliebt bis über beide Ohren.

Im Finanzamt hatten drei Junggesellen enge Freundschaft miteinander geschlossen; das Skatspiel hatte sie zusammengeführt. Abend für Abend gewannen sie sich gegenseitig Geld ab.

Der Jüngste von ihnen, der Assistent Albin Huber, bearbeitete die Umsatzsteuer. Seine Freunde nannten ihn deshalb Umsatzhuber. Der schlanke, bewegliche Mensch trug sich mit allerlei hochfliegenden Plänen.

Kurt Fink war fünf Jahre älter. Er war in der Abteilung für Erbschafts- und Schenkungssteuer tätig. Mit trockenem Humor tröstete er Leidtragende, die geerbt hatten, oder Erfreute, die mit einer größeren Schenkung bedacht worden waren. Im Finanzamt hieß man ihn Erbfink.

Ende der Dreißiger war der Vorstand der Kasse, Paul Heisterloh. Sein Blondhaar begann sich bedenklich zu lichten; Wangen und Bäuchlein setzten dafür hübsche Rundungen an. Er war nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Kam nicht einmal dann aus der gelassenen Gemütsverfassung, wenn beim Skat der aufgeregte Umsatzhuber einen Grand ohne viere verlor. Weil er sich über nichts aufregte, sich zu leichtsinnigem Spiel nie hinreißen ließ, gewann er fast immer. Aus diesem Grund und weil er der Kassengewaltige war, wurde er „das einnehmende Wesen" genannt. Vorübergehend lebhaft benahm er sich nur dann, wenn er vor einem ausgezeichneten Essen und

einem besonders guten Tropfen saß, aber das kam selten vor, denn der Staat ließ wohl große Summen durch seine Hände gehen, bot ihm aber am ersten jedes Monats nicht allzuviel Gehalt.

Abgesehen von den üblichen Häkeleien vertrugen sich die drei verschieden gearteten Freunde aufs allerbeste. Einen Punkt gab es, in dem sie unbedingt einig waren: Man mußte sich so einrichten, um aus dem kümmerlichen Leben das angenehmste herauszufischen. Wahrscheinlich weil so große Summen durch ihre Hände gingen, waren sie zur Überzeugung gelangt, daß Geld das Angenehmste und Beste auf der windigen Welt war. Wie aber sollten pflichttreue untergeordnete Staatsbeamte zu Mammon kommen? — Lediglich durch Heirat, da Erbschaft und Schenkungen bei ihnen ausgeschlossen waren.

Unter den Töchtern des Landes hatten sie sich schon da und dort umgesehen, bevor Kantor Blenitz in die Kreisstadt gezogen war. Alle drei achteten immer sorgsam auf „leidtragende Erben", die aus dem ganzen Kreis auf dem Finanzamt ihre Steuererklärungen einreichten oder persönlich vorsprachen, um Klagen vorzubringen. Merkwürdigerweise war den drei Freunden die Steuererklärung des Kantors Blenitz entgangen. Volksschullehrer besaßen doch meist nicht viel; wenn einer heiratsfähige Töchter hatte und ausnahmsweise mit irdischen Gütern gesegnet war, dann schnappten jüngere Kollegen die begehrten Damen schleunigst weg.

Eines Tages hatten die Freunde auf einem Spaziergang die drei Mädel in dem schönen Garten gesehen, durch den bis vor kurzem ein griesgrämiger, gichtkranker Oberst gehumpelt war. Der Steuerakt Blenitz wurde vorgeholt und eifrig studiert. Als das geschehen war, schauten sich die drei Skatbrüder erstaunt an. Sie prüften

sich gegenseitig mit Blicken, als wollte der eine die geheimsten Gedanken des anderen lesen. Sie dachten alle drei dasselbe: die Mädel müssen wir uns mal genauer ansehen.

Nun gingen sie Tag für Tag, wenn das Wetter nur einigermaßen leidlich war, da ja sonst niemand im Freien arbeitete, an dem langgestreckten Garten vorüber. Langsam dahinbummelnd, blieben sie oft eine Weile stehen, redeten klug, faßten sich dabei an einem Knopf oder legten gar vertraulich die Hände einander auf die Schultern, als sichtliches Zeichen, was für gesetzte Männer und gute Freunde sie waren. Dabei schielten sie achtsam durch die grünen Zaunlatten.

Leider schien es so gut wie unmöglich, Herrn Blenitz im Finanzamt näher kennenzulernen, denn der Mann brauchte offenbar keinen Rat. Seine Steuererklärungen boten nicht zu den geringsten Anständen Anlaß. Pünktlich zu den Terminen erschien er und zahlte, was zu zahlen war. Zu diesem ernsten Gang zog er immer einen schwarzen Rock an. Da er auch sonst nirgends verkehrte, war es schwer, an ihn heranzukommen. Was die Freunde aber gar nicht begriffen, war, daß die Töchter so zurückgezogen lebten. Knurrte der Alte wohl gar jeden an, der sich seinen Mädeln nähern wollte? — Oder mochten diese von der Welt außerhalb der grünen Zaunlatten des Gartens nichts wissen? Erkundigungen, die man gelegentlich unter der Hand einzog, lauteten unerfreulich. Es gab Leute, die behaupteten, die Kantorstöchter seien schrullige Geschöpfe, die jeden Freier zum Haus hinausekelten; andere meinten, es wären Landpomeranzen ohne höheren Schwung, die sicher alte Jungfern würden, die Katzen hielten und Kanarienvögel züchteten und sich ihre wollenen Strümpfe selber strickten, denn andere trügen

sie ja doch nicht. Mit höherer Achtung sprach man vom Kantor. Der sei ein stilles Wasser und daher abgründig tief. Aufs Geld sei er versessen wie der Böse auf eine arme Seele. Sein Lebtag sei er immer oben geschwommen. Ein Geizhals sei er auch. Wieviel er besäße, dahinter käme kein Mensch im Finanzamt. Obwohl die drei Freunde Steuerbeamte waren, hörten sie das doch gern; es bestärkte sie in ihrem Vorsatz, die Familie Blenitz kennenzulernen.

Der Umsatzhuber schlug vor, dreist aber gottesfürchtig diesen Grimmbart einmal aufzusuchen und ihn harmlos zu fragen, ob man bei ihm nicht Radieschen oder Rettiche kaufen könne.

„Das einnehmende Wesen" brummte: „Wenn wir's auf diese Weise versuchen wollen, bin ich dafür, wir fragen nach Spargeln."

Erbfink wollte davon nichts wissen. Er hob abwehrend die Hand: „So plump wollen wir's doch nicht anfangen! Die Mädel schnappt uns kaum einer weg. Immer Haltung, Herrschaften! Wenn man schon von jemand vielleicht — ich sage ausdrücklich vielleicht — etwas will, muß man das in einer Art tun, die den Respekt vor unserer Beamtenwürde gebührend wahrt. Mit der Zeit bekommen wir den alten Geizhals schon einmal in unsere Finger. Und dann kommt der Stein von allein ins Rollen, wir sind doch nicht auf den Kopf gefallen!"

Kam das Gespräch auf „Beamtenwürde", dann waren die drei gleich einig. Sie beschlossen, nach Büroschluß bei jedem nur einigermaßen leidlichen Wetter in den nahen Wald zu spazieren und auf dem gleichen Weg zurückzukehren, bevor sie ins Wirtshaus zum Skatspiel gingen. In der stillen Hoffnung, es doch einmal zu erreichen, mit einem der Insassen des Hauses ins Gespräch zu kommen,

blieben sie beharrlich bei ihrem Vorsatz. War das geschehen, fand sich alles weitere von selber.

Und siehe da, die drei Freunde konnten nach einiger Zeit feststellen, daß die Jüngste immer im Garten eifrig an der Arbeit war, wenn sie vorübergingen. Es fiel ihnen auf, daß sie immer näher an dem grünen Lattenzaun herumwirtschaftete. Der Umsatzhuber, dem die junge Dame besonders in die Augen stach, blieb stehen, zog seine Weste über den schmalen Leib herunter, fing an, mit seiner beringten Rechten den Schnurrbart zu drehen und große Töne zu reden von Steuern und Staatshaushalt.

„Das einnehmende Wesen“ und der Erbfink hörten mit heraufgezogenen Augenbrauen aufmerksam zu, brachten laute und kluge Zwischenbemerkungen an, und alle drei kamen allmählich in ein so anregendes Wortgefecht, daß sie lange vor dem Zaun stehen blieben und recht oft durch die Latten schielten. Fräulein Lisbeth Blenitz arbeitete dann meist nicht geräuschvoll, sondern kauerte sich hin und rupfte mit spitzen Fingern Unkraut aus.

Die Freunde sahen auch meist den Kantor mit langer Pfeife und Samtkäppchen unter dem Nußbaum sitzen, aber der Baum und das Haus lagen so weit im Garten, daß ein Gruß auf so große Entfernung, noch dazu einem Fremden gegenüber, ein schwerer Verstoß gegen die Beamtenwürde gewesen wäre.

Trotzdem war der Umsatzhuber mit dem Lauf der Dinge zufrieden.

„Einen Posten hat das Haus schon aufgestellt, mit dem in nähere Fühlung zu kommen unsere nächste Sorge sein muß. Kerle wie wir bringen das schon fertig.“

Der Erbfink hob den Zeigefinger und mahnte: „Aber nichts darf geschehen, was gegen die Beamtenwürde verstößt.“

Der Umsatzhuber geriet fast außer sich, daß man so etwas von ihm denken könne, und fuchtelte mit den Händen durch die Luft.

„Das einnehmende Wesen" blieb, wie immer, gelassen. Seine Gedanken gingen augenblicklich andere Wege. Er hielt es für gut, sich auszusprechen: „Soweit man das von der Straße aus übersehen kann, halten die Mädels den Garten mustergültig in Ordnung. Der Rotkohl sieht prächtig aus. Der wird im Winter zu 'nem gut gespickten Hasen oder 'ner knusprig gebratenen Gans ausgezeichnet schmecken. Herrschaften, mir läuft das Wasser im Mund zusammen."

Der Umsatzhuber stieß „das einnehmende Wesen" sanft in die gutgepolsterten Rippen.

„Du hast wohl die großen Erdbeerbeete noch gar nicht gesehen? Ich rechne darauf, daß ich noch zu einer Erdbeerbowle in diesem Jahre unterm Nußbaum komme. Selbstverständlich zu einer Verlobungsbowle!"

Der Erbfink schaute bedächtig drein; er war nichts weniger als leichtgläubig.

„Deine üppige Phantasie geht mit dir durch, benebelt deinen Verstand, mein Lieber! Die Erdbeerzeit ist fast vorüber. Die Kirschen sind auch längst reif. Wie ich unser ‚einnehmendes Wesen' kenne, ist der auch damit einverstanden, er bekommt zu einer in Speck gewickelten Kalbskeule Kirschenkompott — selbstverständlich mit einem Schuß Rum drin."

Der Umsatzhuber fuchtelte nun erst recht mit den Händen herum und redete immer zuversichtlicher von nahen, großen Ereignissen. Inzwischen war man in den Wald gekommen und brauchte nicht mehr so leise zu reden.

„Wenn ihr bis zum nächsten Jahr warten wollt —

meinetwegen! Ich warte nicht mehr so lang! Und das merkt euch: die Jüngste gehört von Rechts wegen mir, denn ich bin unter uns der Jüngste."

„Das einnehmende Wesen" blieb still. Der Erbfink sagte trocken: „Die mach' ich dir nicht streitig, die sieht mir ganz danach aus, als zöge sie in der Ehe schleunigst die Hosen an."

Da warf sich der Umsatzhuber in die Brust und lachte den Erbfink aus. Lachte, wie nur ein Sieger lachen kann.

Der Pfarrer des Dorfes, in dem Blenitz fast vier Jahrzehnte die Kinder erzogen hatte, war bei dem Kantor gewesen und hatte um seinen Besuch gebeten. Er wollte die Geschichte seines Kirchspiels schreiben, das alt genug war, um eine interessante Vergangenheit zu haben. Da mußten die alten Kirchenbücher durchgesehen werden, und dazu sollte ihm der Kantor helfen. Der Pfarrer war sich klar, daß es eine lange, schwierige Arbeit geben würde, die er sich zu leisten vorgenommen hatte.

Der Kantor erklärte sich bereit zu kommen. Die freundliche Einladung, seine drei Töchter mitzubringen, mußte er leider ablehnen, denn erstens ließ er das abgelegene Haus nicht gern allein, und dann gab es jetzt so viel im Garten zu tun, daß jeder gute Tag bis zur Neige ausgenutzt werden mußte. Er klagte dabei ein wenig über allerlei Beschwerden des zunehmenden Alters, die ihn hinderten, sich im Garten so zu beschäftigen, wie er es gern getan hätte.

Ein wenig Übertreibung war ja dabei; der Kantor hatte es immer gut verstanden, andere für sich arbeiten zu lassen. Der geistliche Herr meinte, er habe ein Alter in ruhiger Beschaulichkeit ehrlich verdient.

An einem Morgen — die Sonne strahlte vom wolken-



losen Himmel — stand Blenitz in schwarzem Gehrock und grauen Hosen, einen gut erhaltenen, aber schon recht gebräunten Strohhut mit schwarzem Bande auf dem Kopfe, den Regenschirm in der Hand, im Garten. Man konnte nicht sicher voraussehen, wie das Wetter werden würde, obgleich das Barometer immer höher stieg. Er sagte zu seinen drei Töchtern: „Ich gehe jetzt zum Herrn Pfarrer. Vor dem Abendessen werde ich kaum wieder heimkommen, denn es wird viel Arbeit geben. Was ihr im Garten zu tun habt, wißt ihr. Ich freue mich schon jetzt darauf, wenn ich heut abend sehe, was ihr geschafft habt."

Dann ging er fort und marschierte rüstig fünf Kilometer auf der Landstraße.

Seine Töchter fingen gleich mit der Arbeit an, denn in dieser Jahreszeit wuchs sie ihnen fast über den Kopf.

Nach dem Mittagessen gähnte Lisbeth herzhaft und sagte, sie wolle eine Stunde schlafen; bei der Hitze sei es zwecklos, sich weiter im Garten abzurackern.

Die älteste Schwester murrte ein bißchen.

„Morgen sollen Johannisbeeren eingekocht werden, von einem Teil will der Vater Wein machen, zum Faulenzen ist jetzt wahrhaftig keine Zeit."

Berta half der jüngsten Schwester.

„Kleinchen hat ganz recht! Wir ruhen uns jetzt aus. Dafür geht nachher die Arbeit umso flinker von der Hand. Wenn du dich nicht ausruhen willst, so kannst du ja weiter drauflos pflücken."

Beinahe wäre er noch zu weiteren Auseinandersetzungen gekommen, wenn Berta und Lisbeth nicht aus dem Zimmer gegangen wären und sich hingelegt hätten. Aber zum Schlafen kamen sie nicht, denn das Nesthäkchen weihte die Berta in einen Plan ein, der zunächst

allerdings nicht ganz unbedenklich schien. Schließlich entschlossen sie sich doch, gemeinsam diese Schandtat zu vollführen, denn darüber waren sich beide einig, gänzlich versauern hinter den grünen Zaunlatten wollten sie allen Ernstes nicht.

Gegen drei Uhr kamen sie wieder in den Garten, wunderten sich über den Fleiß der Schwester und gingen dann auch an die Arbeit. Von Zeit zu Zeit schaute Lisbeth mit nachdenklich gefurchter Stirn den großen Kirschbaum an, ballte die Faust und rief entrüstet: „Nun kommen zu den Spatzen auch noch die Stare in die Kirschen! Dieses Räuberpack! Die Kirschen oben sind längst reif. Sollen wir sie uns wegfressen lassen? Über die Johannisbeeren gehen sie nicht! Ich meine, es wäre Zeit, die Kirschen ganz oben zu pflücken!"

Berta stimmte bei. Das wäre auch nach ihrer Meinung das beste.

Anna Blenitz wetterte los: „Kaum ist der Vater einmal aus dem Haus, gleich wollt ihr faulenzen. Eins nach dem anderen! Lisbeth, angepickte Kirschen magst du doch immer am liebsten, du sagst, die seien am süßesten."

„Stimmt! Da oben aber sind nun schon genug angepickt. Faulenzen will ich übrigens gar nicht. Johannisbeeren pflücken ist bequem, da oben auf die Krone klettern, aber recht umständlich und für Mädchen nicht so leicht."

Berta meinte: „Kleinchen hat recht!"

Solch eine Auflehnung! Anna reckte sich auf, sah die Schwestern zornig an.

„Hier bleibt ihr und pflückt! Ihr wißt, Vater hat sich vorgenommen, morgen Johannisbeerwein zu machen!"

„Dazu langt, was wir gepflückt haben."

„Wir? — Lisbeth, du hast am wenigsten getan. Und das Einkochen?"

Berta schien unwillig.

„Macht mir bei der höllischen Hitze gar kein Vergnügen. Wir könnten einen kühleren Tag abwarten."

Aus diesen Meinungsverschiedenheiten entwickelten sich weitere Streitereien.

Vom Kirchturm schlug es vier Uhr. Da verließen Berta und Lisbeth die Johannisbeersträucher. Sie wollten sich von der aufgeregten Schwester den schönen Nachmittag nicht verderben lassen, gingen nach dem Schuppen hinter dem Haus und schleppten die längste, schwerste Leiter herbei. Sie kamen mit der Last kaum von der Stelle, legten sie seufzend in der Nähe des großen Kirschbaumes hin und baten Anna laut, ihnen beim Aufrichten zu helfen.

Aber die hörte gar nicht hin.

Lisbeth sah Berta verschmitzt lächelnd an, stellte sich auf die Fußspitzen, reckte das Kinn vor und schielte über den Zaun.

Sieben Minuten nach vier war es, und die Herren vom Finanzamt gingen pünktlich auf die Minute aus den Büros. Wenn sie heute nicht vorbeikamen, konnte aus dem schönen Plan nichts werden.

Endlich marschierten die drei Herren im gewohnten Bummeltempo an. Kleinchen holte laut und tief Atem. Dann rief sie aus Leibeskräften: „So komm doch endlich her, Anna! Wir zwei können doch unmöglich die schwere Leiter aufrichten. Schrecklich, daß Vater heut nicht daheim ist! Wir bringen's allein nicht fertig."

Die drei Skatbrüder hörten jedes Wort deutlich und sahen sich fragend an. Dann schoß ein Gedanke durch das Hirn des Umsatzhuber. Kein Laut kam über seine Lippen, aber er lief wie nicht gescheit, stand bald am grünen Lattenzaun, zog den Strohhut und sagte äußerst liebenswürdig: „Wenn ich mit meinen Freunden helfen dürfte,

die schwere Leiter aufzurichten, wäre Ihnen rasch geholfen."

Kleinchen legte verlegen ihr linkes Händchen ans Kinn, hielt den Kopf schräg und sagte: „Nein, das wäre zu viel verlangt, Sie sind zu freundlich."

Die Pforte des Hauses wurde von den drei bewährten Kräften des Finanzamtes lachend gestürmt. Man stellte sich vor. Griff sofort herzhaft zu. Der Umsatzhuber kommandierte, hielt sich dabei aber so dicht als möglich neben Fräulein Lisbeth Blenitz.

Hinter dem Johannisbeerstrauch stand Anna. So unklug war sie denn doch nicht, als daß sie nicht gleich begriffen hätte: hier handelte sich's um ein zwischen Lisbeth und Berta abgekartetes Spiel. Von Kleinchen wunderte sie das ja nicht besonders; daß aber Berta sich zu so etwas hergab, hätte sie im Traum nicht für möglich gehalten. Die große Frage stand nun vor ihr, wie sie jetzt sich verhalten müsse. Sicher war, sie konnte nicht nur von weitem zuschauen. Vor allem ärgerte sie das dreiste Lachen dieser fünf Menschen. Was sollten denn die Spaziergänger denken, die am Garten vorübergingen?

Langsam und stolz näherte sie sich dem großen Kirschbaum. Die aufgerichtete Leiter wurde eben etwas ungeschickt an den Baum gelegt; ein paar Äste, mit Kirschen behangen, brachen ab und fielen zur Erde. Alle fünf waren mit dem Aufrichten der Leiter beschäftigt, und niemand hatte bemerkt, wer da gekommen war.

Nun stand Anna Blenitz da, hochmütig den Kopf erhoben, und sagte: „Guten Tag."

Beinahe wäre ob solcher Überraschung die Leiter abgerutscht. Da erwies „das einnehmende Wesen" seine kraftvolle Männlichkeit. Mit dem stattlichen Gewicht von einem Zentner achtzig Pfund stemmte er sich gegen die

wankende Leiter. Ein Krach, Prasseln von herunterfallenden Kirschen — ein größerer Ast brach dabei noch ab — aber die Leiter stand nun fest.

Nun konnten sich die drei Skatbrüder der Ältesten des Hauses nähern. Sie gingen rasch auf sie zu, nannten ihre Namen.

Gelassen wurde die Vorstellung entgegengenommen. Ein wenig nur neigte Anna Blenitz das Haupt. Ernst und würdig sprach sie: „Wir danken den Herren für ihre freundliche Hilfe! Nun aber möchten wir sie nicht weiter in Anspruch nehmen."

Das war zu deutlich! So gut wie hinausgeworfen war das. Da lernten der Erbfink und der Umsatzhuber das Wundern über „das einnehmende Wesen". Er zeigte unverhofft eine überraschende Tatkraft und beträchtliche Geistesgegenwart. Er verneigte sich verbindlich lächelnd und erwiderte: „Mein gnädiges Fräulein, wir haben auf unseren Spaziergängen nach dem nahen Wald schon lange voll Bewunderung diesen außerordentlich wohlgepflegten Garten bestaunt. Leider bisher immer nur von außen. Und da wir alle große Naturschwärmer sind, erlaube ich mir im Namen meiner Freunde herzlich zu bitten, uns dieses Paradies ansehen zu dürfen."

Wollte die älteste Blenitz nicht geradezu unhöflich sein, so blieb ihr nichts übrig, als dieser bescheiden-höflich vorgebrachten Bitte zu willfahren.

Sie hob einladend die Hand und sagte: „Bitte." Dabei entdeckte sie, daß ihre Hand vom Johannisbeerpflücken ganz rot war, drehte sich nach ihren Schwestern um und sah, daß die sich, bevor sie die Leiter geholt, die Hände gewaschen hatten. Nun war auch der leiseste Zweifel unmöglich, daß die Schwestern nach einem ausgeklügelten Plan gehandelt hatten.

Paul Heisterloh, „das einnehmende Wesen“, hielt sich dicht an ihrer Seite. An jedem Beet, vor jedem Baum und Strauch blieb er stehen, redete klug, ließ sich aber meist belehren und fragte über dies und das.

In einigem Abstand von ihnen folgte Kurt Fink mit Berta; weiter zurück Albin Huber mit Fräulein Lisbeth Blenitz.

Die beiden fanden ungeheuer viel zu lachen. An den Erdbeerbeeten kamen die drei Paare näher zusammen. Kurt Fink erzählte den Damen, wie gern sein Freund Paul Heisterloh, genannt „das einnehmende Wesen“, Erdbeerbowle tränke, was der Dicke behaglich schmunzelnd bestätigte und Fräulein Anna Blenitz fragte, wie lange man wohl von diesen Beeten in diesem Jahr Erdbeeren für eine Bowle noch pflücken könne. Es sähe so aus, als ob in etwa vierzehn Tagen der Ertrag schwerlich dazu noch ausreichen könne. Dabei schielte er eigen nach dem Umsatzhuber und seiner jugendlichen Begleiterin.

Eine Schwäche hat jeder Mensch. So war es auch bei Fräulein Anna Blenitz; sie aß gern einen guten Bissen und nippte an einem Böwlchen. Ihre bisher strenge Miene hellte sich merklich auf. Sie schilderte kurz, wie man aus Apfelwein, auf drei Flaschen eine Flasche Stachelbeerwein dazu, die herrlichsten Maitränke und Erdbeerbowlen brauen könne. Vor Aufregung trat während dieses Vortrags Paul Heisterloh von einem Bein aufs andere.

Als man weiterschritt, unterhielt sich Kurt Fink mit Fräulein Berta viel poetischer.

„Es war von jeher mein heißester Wunsch, einmal in einem Häuschen zu wohnen, das mitten in einem Garten liegt. Ich stamme aus der Großstadt, der Steinwüste, hätte leicht in Berlin am Finanzamt Anstellung finden

können, aber ich wollte nicht. Unter Großstädtern gibt es viele, ich möchte sagen die Gesunden, die sich nach der Natur sehnen. Daß ich zu diesen Menschen gehöre, dafür sind meine täglichen Spaziergänge, die mich ab und zu ja auch an diesem herrlichen Garten vorüberführen, ein Beweis. Die Natur macht uns ja eigentlich erst zum gemütstiefen Wesen. In den einsamen Stunden male ich mir oft aus, wie herrlich es sein müßte, den Spaten ins Land zu stoßen, das mir Früchte bringen soll. Ach, wie gern wollte ich die Hände rühren!"

Er streckte die Arme aus, ballte die Fäuste so heftig, daß sie merklich zitterten.

Fräulein Berta versicherte, daß sie volles Verständnis für solches kerngesunde Empfinden habe; daß Menschen, die Liebe zur Natur empfänden, gut im tiefsten Herzensgrund wären, davon sei sie überzeugt.

Mehr konnte Kurt Fink für den Anfang nicht verlangen. Er blieb stehen, sah seine Begleiterin mit einem kaum mißverständlichen Ausdruck an und zerdrückte eine Träne der Rührung in seinen Augen.

Da sollte ein fünfundzwanzigjähriges Mädchenherz, das noch an keines Mannes Brust geruht, nicht schneller schlagen!

Albin Huber hatte einen Mittelweg zwischen der Taktik Heisterlohs und Kurt Finks gewählt. Er blieb lange bei den Erdbeerbeeten stehen, machte großzügige Handbewegungen, als gehöre ihm diese schöne Besitzung schon ganz allein, und sagte zu Fräulein Lisbeth Blenitz: „Wahrhaftig, ich sehe es da und dort noch rot schimmern, und Blüten sind ja auch noch da! Sie sehen übrigens so aus, als äßen Sie gern Erdbeeren. Mir schmecken sie besonders in der Bowle."

Kleinchen lachte, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„Von diesem Genuß der roten Erdbeeren wird sich gewiß noch ihre Nase rot färben.“

„Das soll mich weiter nicht bekümmern, wenn ich einmal Familienvater bin und eine liebe Frau recht oft mit mir anstößt! Ich hoffe, Sie räubern in den nächsten Tagen nicht zu stark in dem stattlichen Rest, der hier noch so anmutig rot leuchtet. Meine Freunde hänseln mich immer mit meiner blühenden Phantasie. Als ob das Leben ohne Phantasie nicht eine trostlose Wüste wäre! Im richtigen Augenblick geht mir immer ’ne Ahnung auf! Ich kann mir nicht helfen, aber eine Ahnung, die ich gerade jetzt habe, sagt mir, unter dem Nußbaum da drüben wird anläßlich eines schönen Familienfestes in nächster Zeit eine große Erdbeerbowle geleert werden.“

Auf den Kopf war Kantors Jüngste nicht gefallen. Der zappelige Albin Huber gefiel ihr. Dem saß das Mundwerk offenbar auf dem rechten Fleck, wie das ihre auch. Stimmte das, so gab es alle sieben Tage in der Woche genug zu lachen. Und lachen war die Würze des Lebens! Jetzt aber war es wohl ausnahmsweise besser, zu schweigen und ein wenig verwirrt zu tun. Sie strich sich verlegen eine Strähne aus der Stirn, seufzte leise und hastete dann hinter den beiden Paaren her.

Albin Huber sah höchst befriedigt aus, bemühte sich, recht rasch wieder an die Seite des hübschen Mädchens zu kommen, und fühlte sich bedeutend gehoben. So forsch wie er wagten die beiden schwerfälligen Kunden vor ihm ja doch nicht vorzugehen.

Fräulein Anna Blenitz gefiel der Kassenvorsteher Paul Heisterloh, den seine Freunde „das einnehmende Wesen“ nannten, viel besser als sie für möglich gehalten hatte. Er trug seinen Spitznamen wirklich mit vollem Recht. Männer, die auf dem Boden gegebener Tatsachen blieben,

gab es ja so selten! Die jungen Kollegen ihres Vaters, die um ihre Hand geworben hatten, waren meist Stürmer gewesen. Solche Leute versagten nur zu leicht, wenn der Alltag kam. Die Gefahr drohte offenbar von Herrn Heisterloh nicht; der wollte sicher nicht die Sterne vom Himmel holen; er blieb der Erde näher. Sie erschrak fast über den Gang ihrer Gedanken. Was sollten der Vater, die Schwestern denken: sie, die immer wußte, was sie wollte, lief hier mit einem Herrn, den sie vor einer halben Stunde — oder war es schon länger, die Zeit an seiner Seite war nur so dahingeflogen — kennengelernt hatte, durch den Garten. Sie schritt der Tür zu. Die anderen Paare waren unterdes wieder näher gekommen. Da sagte sie ziemlich laut: „Jetzt müssen wir die Herren aber bitten, uns zu verlassen. Wir haben heute noch viel zu schaffen. Ob das Wetter nicht unerwartet umschlägt, kann niemand wissen, und dann leiden Johannisbeeren und Kirschen!"

Rasch stand Albin Huber neben ihr, fuchtelte mit den Händen und schaute seine Freunde an.

„Wahrhaftig, wir Sünder haben die Damen von der Arbeit abgehalten. Unerhört! Das muß gutgemacht werden. Und zwar auf der Stelle. Wir helfen jetzt tüchtig beim Kirschenpflücken. ‚Einnehmendes Wesen', du hältst unten mit deinen Bärenkräften die Leiter. Es wäre unverantwortlich, ja geradezu frevelhaft, Damen bei der gefährlichen Arbeit allein zu lassen!"

Paul Heisterloh und Kurt Fink beteuerten eifrigst, sie würden nicht dulden, daß die Kirschen von diesem Baum ohne ihre Hilfe gepflückt würden, und wenn sie zu dritt eine ganze Woche nachmittags kommen müßten. . . .

Als Kantor Blenitz am Nachmittag das Dorf verließ, in dem er zwei Drittel seines Lebens verbracht, wo auf

dem Friedhof seine gute Frau schlummerte, an deren Grab er lange gestanden, war er innerlich stark bewegt. Viele Gestalten waren beim Durchlesen der Kirchenbücher wieder aufgetaucht. Er entsann sich, daß er ihre Kinder unterrichtet, bei Taufen, Heiraten und Beerdigungen mitgewirkt hatte. Neben ernsten Zeiten hatte er dort aber auch viele glückliche Stunden verlebt. Das sah man so recht erst ein, wenn sich das Leben dem Ende zuneigte. Zufrieden mit seinem Geschick würde er die Augen schließen können, heirateten seine Töchter rechtschaffene Männer.

Er war es ihnen schuldig, daß er mit ihnen unter Menschen ging, wenn es ihm auch nicht recht gefiel. Das war doch nur ein kleines Opfer. Vielleicht erlebte er gar noch, daß er ein Enkelchen oder ein paar auf seinen Knien wiegte? — Das alte Herz begann schneller zu schlagen. Rüstig wanderte er auf der Landstraße heimwärts, schritt eilends über das holprige Pflaster des Städtchens, als habe er sich verspätet. Vor seinem Garten blieb er mitten auf dem Fahrdamm betroffen stehen, schob den Strohhut in den Nacken, die Brille auf die Stirn, denn er war auf seine alten Tage weitsichtig geworden, klemmte den Schirm unter den Arm und wunderte sich. Staunte ungeheuer! Lachen schallte aus seinem großen Kirschbaum, ein Lachen, das aus mehreren, und zwar nicht nur weiblichen Kehlen klang. Ganz oben im Wipfel saß seine Jüngste mit einem Mann! Die waren offenbar wenig emsig und pflückten so gut wie nichts, steckten sich gegenseitig reife Kirschen in den Mund und schnellten die Kerne auf Berta und einen anderen Mann! Seine zweite war ziemlich hoch auf die Leiter geklettert und pflückte eifrig Kirschen von einem Zweig, den ihr einer, der auf einem Ast in ihrer Nähe saß, zudrückte. Unten an der Leiter stand —

wahrhaftig es war so — seine Anna mit einem dicken Menschen, der ihm an der Kasse des Finanzamtes immer sein schönes Geld abnahm. Ab und zu griffen sie mit den Händen an die Leiter, als wollten sie sich überzeugen, ob sie nicht wackele, dabei legte der Dicke seine Hand auf die der Anna.

Und von der merkwürdigen Gesellschaft schaute niemand auf die Straße, nach dem alten Mann, dem all die Herrlichkeit gehörte.

Aber es klang doch rührend schön, das herzhafte Lachen seiner Kinder! Wie lange war es her, daß er so helles Lachen aus dem Munde seiner Mädel nicht mehr gehört hatte? — Das alte Herz schlug heftig. Und die Fröhlichkeit steckte auch ihn an. Laut rief er: „Guten Abend, Kinder!"

„Hurra!" schrie Lisbeth vom Wipfel herunter.

Berta winkte ihm mit rotem Gesicht von der Leiter zu, und die Anna eilte zum Zaun und meldete dem Vater stotternd, mit rotem Kopf, wer sich zum Kirschenpflücken angeboten hätte.

„Ja, ja! Vom Ansehen kenn' ich die Herren doch schon!"

Der Kantor ging der Gartenpforte zu.

Der Albin Huber und der Kurt Fink kletterten rasch vom Baum. Würdig stellten sie sich und ebenso ihr Freund Paul Heisterloh vor.

Allen drückte der Kantor so herzlich die Hände, daß sie gerührt waren über den liebenswürdigen Empfang.

„Aber nun schleunigst wieder an die Arbeit," drängte Albin Huber. „So 'ne Fülle! Vor allem ganz oben, man sieht das erst, wenn man mitten drin sitzt!"

Der Kantor lachte so herzlich, daß ihn seine Töchter überrascht ansahen, und sagte: „Immerzu! Ich hab' nichts

dagegen! Aber jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ich lade Sie also höflichst zum Abendessen unterm Nußbaum ein."

„Da wollen wir aber noch tüchtig vorher schaffen," mahnte Kurt Fink. „Das einnehmende Wesen", als Dienstältester, nahm in gesetzten Worten die Einladung dankbar an.

Es wurde ein vergnügter Abend. Der Herr Kantor holte sogar ein paar Flaschen alten Wein aus dem Keller. Der ging höllisch ins Blut. Und wenn Deutsche verliebt sind, bei einer guten Flasche nach reichlich genossenem Mahl unter einem Nußbaum sitzen, dann fangen sie an zu singen.

Während einer Pause sagte Albin Huber: „Ein paar Lampions im Nußbaum fehlen noch, dann wäre aber auch alles da zu einem großen Fest."

Lisbeth sprang auf. Ein paar Lampions und Lichter waren im Hause; Draht zum Aufhängen mußte hinten im Schuppen sein. Beim Drahtsuchen half Albin Huber, denn das war ja — wenn auch in übertragenem Sinn, sein dienstlicher Beruf.

Im Schuppen war es dunkel. Beim Suchen rannte er einmal mit dem Kopf gegen der Jüngsten Stirn. Das tat ihm schrecklich leid; er nahm Lisbeths blondes Köpfchen zwischen seine beiden Hände, blies gefühlvoll auf die Stelle, an die er mit seinem harten Schädel angerannt war. Seine Hände zitterten, er streichelte auf einmal dem jungen Mädchen die Wangen. Und da Lisbeth wie erstarrt dastand, spitzte er die Lippen und drückte einen gefühlvollen Kuß auf das „Wehweh". So kindlich konnte sich nur der Umsatzhuber ausdrücken. Als er auch dann keinen Widerstand gewahrte, verirrte sich sein Mund auf die frischen Mädchenlippen. Ihm schien, als fände der sanfte

Druck Erwiderung. Als Mann, der berufsmäßig allen Vermutungen auf den Grund gehen mußte, wagte er mehr. Der zweite Kuß fiel stürmischer aus. Da war es um Lisbeth Blenitz geschehen. Sie küßte ihn wieder und sank an seine Brust.

Schließlich mußte der Draht aber doch einmal gefunden werden. Als es so weit war, kehrten sie so sittsam zur vergnügten Tafelrunde zurück, als sei gar nichts Welterschütterndes geschehen. Verklärt schaute Albin Huber in den Nußbaum, in dem an den unteren Zweigen sieben Lampions schaukelten.

Als man sich endlich getrennt hatte, allseitig betonend, daß es heute abend wunderschön und unvergeßlich gewesen sei, sagte Paul Heisterloh an der nächsten Straßenecke: „Die Polizeistunde ist zwar schon vorbei, aber hintenrum werden wir hoffentlich noch irgendwo unterkommen. Ich hab' nach dem schweren Göttertrank gewaltigen Durst. Ich tränke gern noch ein Glas Bier."

Da verspürten die anderen das gleiche Verlangen. Und sie kamen hintenrum noch in ein Gasthaus. Mit so vielmögenden Herren vom Finanzamt wollte es der Wirt nicht verderben.

Der Umsatzhuber reckelte sich, obgleich er der Jüngste war, gleich in eine Ecke, rieb sich die Knie und leckte sich die Lippen.

Der Erbfink runzelte die Stirn.

„Nu, renommier' nur nicht!"

Der Umsatzhuber hieb mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Langweilige Kerle seid ihr! Ich hab' die Lisbeth beim Drahtsuchen im Schuppen schon ein dutzendmal geküßt, und sie ist mir keinen einzigen schuldig geblieben."

„Das einnehmende Wesen" klopfte mit dem Zeigefinger nachdrücklich auf die Tischkante.

„Ich bitte mir entschieden aus, daß die Beamtenwürde gewahrt wird! Wir freien anständig, wie sich das gehört."

Der Erbfink stimmte zu. Der Umsatzhuber fuchtelte nach seiner Gewohnheit erregt mit den Händen.

„Tun wir! Selbstverständlich! Ein paar Dutzend Küsse sind zwar noch lange kein vollgültiges Verlöbnis, aber in diesem Fall wird eins draus werden! Ich bitte dringend, den Begriff der Beamtenwürde nicht zu überspannen, sonst gibt es keine frischen Erdbeeren mehr zur Verlobungsbowle."

Man einigte sich, daß darauf unbedingt Rücksicht zu nehmen wäre.

Selbst der größte und früchtereichste Kirschbaum wird einmal geleert, pflücken acht Hände jeden Nachmittag, wenn auch nicht übertrieben fleißig. Es gab ja außerdem noch Stachel- und Johannisbeeren, die dazu den Vorteil boten, daß man sich dabei paarweise in die Laube verkrümmeln konnte, die von wildem Wein und Pfeifenbaumblättern dicht umsponnen war. Auch kam die Zeit heran, in der die Himbeeren reiften; die standen in einer schattigen Ecke. Dort gab es ebenfalls gute Deckung vor unberufenen Augen.

Der Umsatzhuber betrachtete täglich mit stets länger werdendem Gesicht die Erdbeerbeete; es gab immer weniger reife Früchte. Endlich mußten doch der Beamtenwürde Grenzen gezogen werden. Wenn er einmal zu irgendeiner Einsicht gekommen war, dann packte er stets schnell zu. Leidtragende, die ihn vertrauensvoll im Finanzamt um Rat fragten, konnten ein Liedchen davon singen. So las er am späten Abend den Freunden gründlich den Text.

„Meine Lisbeth hat die Geheimniskrämerei satt! Ich

kann's ihr nicht verdenken. Diese heimliche Küsserei hinterm Busch, wo man's doch offen und ehrlich tun könnte, verstößt nach meiner Ansicht gegen alle Beamtenwürde. Wenn ihr bis morgen sechs Uhr nachmittags mit euren Heißgeliebten nicht ins reine kommt, halte ich beim Herrn Kantor allein in aller Form an."

Da zeigte Paul Heisterloh, daß auch er ein Mann war, der eine günstige Lage zu nützen verstand. Am nächsten Nachmittag schlängelte er sich mit Anna in die Laube.

Das andere Jungvolk pflückte Stachelbeeren am entgegengesetzten Ende des großen Gartens. Der Herr Kantor schaute zu, die lange Pfeife in der Hand. Er fühlte sich in den letzten Tagen immer ausgezeichnet gestimmt. So herzhaft hatte er schon lange nicht mehr gelacht.

„Das einnehmende Wesen" begann zuerst von der angenehmen Kühle in dieser wunderbaren Laube zu reden und sprach dann weiter: „Ja, ich fühle mich zwar durchaus noch nicht alt! Doch man kommt so in die Jahre, in denen man sich einen behaglichen Ausgleich wünscht. Aber man muß auf seine Stunde warten, sie schlägt jedem einmal. Daß ich das Wirtshausleben längst satt habe, wird Sie nicht wundern, denn im Lauf der Zeit wird man doch zur gefestigten Persönlichkeit."

Nachdenklich nickte Anna Blenitz, schaute gesenkten Hauptes vor sich hin. „Das einnehmende Wesen", als Mann einiger Erfahrung, sagte sich, daß er nach menschlicher Voraussicht, obgleich keiner den Weibern ganz trauen sollte, jetzt keinen oder nur schwachen Widerstand finden würde, wenn er seinen Arm um Fräulein Anna legte. Er tat es, und es wurde sittsam geduldet. Ein Ruck in seinem kraftvollen Arm, zwei glühende Gesichter näherten sich einander, ein unendlich langer, stummer Kuß folgte. Und bald folgten noch mehr, feuriger, in rascherem Tempo.

Als das Kurt Fink erfuhr, riß er die Augen auf. Schimpfte.

„Da redest du immer von der Beamtenwürde. Nun zeigt sich's, ich bin der einzige, der sie wahrt. Schöne Kerle seid ihr! Also, ich werde morgen das Meine tun."

Die Autorität des „einnehmenden Wesens" als Dienstältester lief Gefahr, in die Brüche zu gehen. Er suchte zu vermitteln.

„Tu das, ich bitte dich, lieber Erbfink. Ich hätte ja auch gern noch ein wenig gewartet, aber der Umsatzhuber ging zu stürmisch vor. Man kann doch der ältesten Tochter des Hauses nicht antun, daß sie im Verloben hinter der jüngsten herhinkt. Menschliche Gefühle müssen geschont werden. Aber ich meine, morgen sollten wir noch nicht um die Hände von Kantors Töchtern bitten, sondern am nächsten Sonnabend. Dann können wir am Sonntag unseren Katzenjammer von der Erdbeerbowle ausschlafen und brauchen ihn nicht ins Finanzamt zu tragen. Wir wissen doch aus Erfahrung, daß es ein unerfreulicher Zustand ist, dann mit Zahlen und Geldsachen sich abgeben zu müssen."

Dagegen war nichts zu sagen, und die Autorität des „einnehmenden Wesens" war hergestellt.

Am nächsten Nachmittag fand der Erbfink in den Himbeerbüschen die erwünscht günstige Lage.

Er rühmte den würzigen Geschmack der herrlichen Beeren.

„Auch im Schatten des Lebens können süße Früchte reifen, Fräulein Berta, glauben Sie mir, es ist so!"

„Meinen Sie wirklich?" Es sollte schalkhaft wirken, aber es klang beklommen.

Die beiden Schwestern liefen mit strahlenden Gesichtern umher. Kleinchen sagte mancherlei, was gar nicht mißzuverstehen war. Berta ängstigte sich, den Anschluß zu verfehlen.

Kurt Fink pflückte eine besonders schöne Frucht und steckte sie der errötenden Jungfrau zwischen die Lippen. Berta stammelte: „Die schmeckt köstlich.“

Kaum hatte sie das gesagt, da schaute sich Fink um. Die Freunde deckten ihn ausgezeichnet, sie standen mit ihren Damen und dem Kantor am Gartenzaun an der Landstraße. Der Umsatzhuber hielt offenbar wieder einmal einen schwunghaften Vortrag. Ein günstiger Umstand zu einem raschen Vorstoß kam noch hinzu, Fräulein Berta Blenitz bückte sich eben tief, mit dem Rücken nach der Straße, um eine Frucht zu pflücken. Da bückte er sich auch. Sie wollte ihm, sichtlich verwirrt, auch eine dunkelrote Himbeere zwischen die Lippen schieben, aber er hielt ihre Hand fest, suchte ihre Lippen und — es war geschehen! Im Kauern küßten sie sich. Das haben sie aber nie verraten, denn der Umsatzhuber hätte sonst mehr als nötig schlechte Witze gerissen. —

Kantor Blenitz war gar nicht überrascht, als am Sonnabend die drei Freunde feierlich in schwarzen Röcken erschienen. Seine Jüngste hatte gebeichtet, was zu erwarten sei. Was in den Erdbeerbeeten an reifen Früchten zu pflücken war, genügte vollauf für eine große Bowle.

Ach Gott, war der Herr Kantor froh! Noch vor acht Tagen hatten ihm Sorgen um seine Mädel fast das Herz abgedrückt, und nun waren alle drei verlobt mit Männern, gegen die es nicht das Geringste einzuwenden gab. Er machte ihnen das Anhalten nicht schwer, lachte vergnügt und sagte: „Groß ist die Überraschung ja nicht für mich. Aber ein recht erfreuliches Familienereignis. Seid gut zu meinen Töchtern!“

Über die schlichten, aber umso mehr zu Herzen gehenden Worte waren die drei Bräutigame gleich gerührt.

Als man am späten Abend bei Lampionbeleuchtung

vor der großen Bowle unterm Nußbaum saß, hörten die künftigen Schwiegersöhne des Kantors noch höchst Angenehmes.

„Mit Wohnungen, die ihr braucht, sieht es recht übel aus, aber ich lasse einen Flügel an das Haus anbauen, dann finden wir alle Raum hier. Was meint ihr dazu?"

Herrlich war das! Der Umsatzhuber, der nicht wenig getrunken hatte und als einzigen Nachteil der Freierei bedauerte, daß man all die Zeit nicht zum Kartenspiel gekommen war, schrie: „Hurra! Dann spielen wir unterm Nußbaum Skat! Dabei werden uns mit der Zeit drei verschiedene Arten Kinder um die Beine krabbeln und ..."

Weiter kam er nicht, denn Lisbeth gab ihm einen gelinden Schlag auf den Mund.

Darüber freute sich „das einnehmende Wesen", dem der junge Mann schon öfter allzu üppig gewesen war, ungeheuer. Er reckte den Zeigefinger gegen den vorlauten Menschen aus und mahnte: „Du wirst gewiß noch sanfte Töne reden lernen. Hier im Haus mein' ich. Deine Lisbeth wird dir das gewiß beibringen. Verlaß dich drauf!"

Da faßte ihn Lisbeth am Ohr. Sie war auch ein wenig beschwipst und beteuerte: „Keine Sorge. Den zieh' ich mir!"

Anna und Berta waren doch viel anschmiegender. Sie lehnten sich an die Schultern ihres „einnehmenden Wesens" und ihres Erbfinks und sahen diese schmachtend an.

Kantor Blenitz hob sein Glas hoch, spitzte die Lippen und ließ seiner Phantasie wie neulich auf dem Heimmarsch freien Lauf. Er sah sich in der Laube sitzen, auf jedem Knie ein Enkelkind, und zu seinen Füßen krabbelten auch noch kleinere herum. Er war mit dem Leben recht gut fertig geworden. Und das blieb am Ende doch das Beste und Schönste von allem.

Die Fahrt in den Abgrund

Roman von Reinhold Ortmann / Fortsetzung

Elli Lindemann hatte ihre Stellung im Hause Egon Stellbrinck angetreten. Der Wunsch des Chefs hatte ihr natürlich sogleich die Pforten geöffnet, und die Prüfung durch den Bürovorsteher war dermaßen zu ihrem Vorteil ausgefallen, daß man sie sofort auf einen ziemlich schwierigen Posten gesetzt hatte. Sie fühlte sich in der neuen Umgebung sehr wohl. Die straffe Ordnung, die in dem geschäftlichen Betriebe herrschte, war ganz nach ihrem Geschmack. Hier gab es sehr wenig Privatunterhaltungen. Jeder war durch seine Arbeit vollauf in Anspruch genommen, und die Annäherungsversuche von seiten der männlichen Kollegen, an die Elli aus ihren früheren Engagements gewöhnt war, kamen vollständig in Wegfall. Mit großem Eifer gab sie sich ihrer Beschäftigung hin und hatte ihre Freude an jedem aufmunternden Lob, das ihr von dem alten Bürochef gespendet wurde.

Am dritten Tage sah sie Egon Stellbrinck zum ersten Male. Er ging in seiner gewohnten Art durch die Kontore, und als er Ellis ansichtig wurde, blieb er neben ihrem Maschinentisch stehen.

„Ein neues Gesicht?" sagte er freundlich. „Wann sind Sie denn eingestellt worden, mein Fräulein?"

„Vorgestern. Ich heiße Elli Lindemann und bin die Verlobte des Herrn Paul Lorenz."

„Ah, ganz recht. Ich erinnere mich, daß er um eine Stellung für Sie nachsuchte. Nun, ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefällt."

„Sehr gut, Herr Stellbrinck! Und ich werde mich bemühen, Sie zufriedenzustellen."

Die frische, unbefangen lebhafte Art, in der sie ihm Antwort gab, gefiel ihm offenbar recht gut.

„Wenn Sie irgend einen Wunsch oder ein Anliegen haben, so wenden Sie sich damit nur ohne Scheu an Herrn Norbert! Er wird Ihnen jederzeit gern zu Diensten sein."

Er ging weiter, und eine der Buchhalterinnen, die schon außerhalb seiner Hörweite war, flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Natürlich ist er besonders liebenswürdig, weil sie ein so hübsches Mädchen ist."

Elli hatte die hämische Bemerkung nicht gehört. Sie klapperte schon wieder eifrig auf ihrer Maschine, aber sie sah sehr froh aus, und während des ganzen Tages hatte sie das Gefühl, als sei ihr etwas besonders Freudiges widerfahren.

Einige Tage später wurde sie in das Privatkontor gerufen.

„Sie müssen sich fertigmachen, Fräulein Lindemann, um in die Wohnung des Herrn Stellbrinck zu fahren. Fräulein Mewes, die ihm sonst als Privatsekretärin dient, ist krank, und ich halte Sie am besten geeignet, sie zu ersetzen. Es handelt sich um die stenographische Aufnahme einer Denkschrift. Sie fühlen sich der Aufgabe doch gewachsen?"

„Ich glaube wohl, daß ich es kann."

„Nun, dann gehen Sie, und machen Sie meiner Empfehlung Ehre."

In fliegender Hast kleidete sich Elli an; aber sie schlug nicht den geraden Weg nach der Villa Stellbrinck ein, sondern fuhr erst mit der Straßenbahn nach Hause. Da legte sie hastig eine andere Bluse an und stellte sich vor den Spiegel, um ihre Frisur zu ordnen.

„Was hast du denn vor?" fragte ihre Mutter. „Jetzt, mitten in der Bürozeit?"

„Ich muß in die Privatwohnung des Herrn Stell brinck, um ein Stenogramm aufzunehmen."

„Und dazu machst du dich erst fein? Ich denke, es wird ihm sehr gleichgültig sein, wie du aussiehst.“

„Natürlich ist es ihm gleichgültig. Aber es ist doch nicht einerlei, ob ich im Kontor sitze oder in einem vornehmen Privathause.“

„Deine Eitelkeit bringt dich noch ins Unglück. Immer bist du darauf aus, den Männern die Köpfe zu verdrehen.“

Elli lachte hellauf.

„Nein, Mutter, diesmal gewiß nicht. Herr Stellbrinck ist sicherlich nicht der Mann, sich von einem kleinen Schreibmaschinenmädchen den Kopf verdrehen zu lassen.“

Leichtfüßig eilte sie davon. Das Herz klopfte ihr doch etwas höher, als sie an der Eingangstür der Villa auf den Knopf drückte und als sie von einem feierlich aussehenden Diener in Empfang genommen wurde, der sie in ein hohes, prächtiges Arbeitszimmer führte. Niemals hatte sie so viel Glanz und Vornehmheit gesehen. Beklommen stand sie und wartete, bis Egon Stellbrinck erschien. Er aber begrüßte sie heiter und zutraulich wie seinesgleichen. Freundlich gab er ihr die Hand.

„Sie sollen also für heute die Stellvertreterin des Fräulein Mewes sein? Na, wir wollen sehen, wie wir miteinander fertig werden. Es gilt eine etwas schwierige Arbeit mit einer Unmasse schrecklicher Fremdwörter. Haben Sie gar keine Furcht davor?“

„Nein. Wenn ich etwas nicht weiß, werde ich eben fragen.“

„So ist es recht. Lassen Sie uns also beginnen.“

Mit einem Gefühl der Ehrfurcht ließ sich Elli in den geschnitzten Ledersessel vor dem mächtigen Schreibtisch nieder. Stellbrinck ging hinter ihr auf und nieder und fing an, langsam zu diktieren. Die Denkschrift, die jeden-

falls von großer Wichtigkeit war, machte ihm offenbar einiges Kopfzerbrechen. Denn er hielt oft für geraume Zeit inne, um nachzudenken. Wenn er sprach, glitt Ellis Bleistift blitzschnell über das Papier, und wenn er schwieg, wanderten ihre munteren Augen zum Fenster hinaus, wo sie interessiert dem Treiben der Spatzen in den entlaubten Zweigen zusah. Sie hatte ihre anfängliche Befangenheit längst überwunden. Jetzt war sie wieder ganz im Geschäft, und die Persönlichkeit des Diktierenden hatte für sie keine besondere Bedeutung mehr. Egon Stellbrincks Blick war immer häufiger zu dem blonden Köpfchen zurückgekehrt, dessen Nackenlocken in der Sonne wie fein gesponnene Goldfäden glänzten, und jetzt sah er sie unverwandt an. Seine Augen wurden immer glänzender. Wie reizend war doch dies junge, frische Geschöpf! Ihre ihm halb zugekehrte Wange war von einem zarten Flaum überhaucht, und ihre Figur war so fein und zierlich wie die eines anmutigen Püppchens. Egon hätte einen weniger ausgeprägten Sinn für weibliche Schönheit haben müssen, wenn dieser Anblick nicht auf ihn gewirkt hätte wie ein Trunk feurigen Weines. Er berauschte sich eine Weile an ihrer jugendlichen Holdseligkeit, dann trat er mit raschen Schritten, die der weiche Teppich unhörbar machte, auf sie zu und küßte sie auf den Nacken.

Wie unter dem Biß einer Schlange fuhr Elli empor. Am ganzen Körper zitternd, lehnte sie am Schreibtisch, und ihr Gesicht war sehr bleich geworden.

„O Herr Stellbrinck!“

Er war sichtlich erstaunt über die Wirkung, die seine kleine Zärtlichkeit gehabt hatte. Aber er nahm sie von der scherzhaften Seite.

„Aber was ist denn, liebes Kind? Warum sind Sie so außer sich?“

„Das hätten Sie nicht tun sollen," sagte sie ganz tonlos. „Nun muß ich ja auch meine Stellung bei Ihnen wieder aufgeben."

„Was fällt Ihnen ein? — Wegen dieses unschuldigen Scherzes? Ist Ihnen denn das noch nie passiert?"

Sie sah schweigend vor sich hin. Dann fuhr sie sich plötzlich mit dem Taschentuch an die Augen.

„Ich glaube gar, Sie weinen. Aber, mein liebes kleines Fräulein, dazu ist doch wirklich nicht der mindeste Grund vorhanden. Ich habe Sie wahrhaftig nicht kränken wollen."

„Aber ich kann nun doch nicht mehr bleiben. Ich bin es meinem Verlobten schuldig, zu gehen."

Stellbrinck fand ihr Benehmen kindisch, und er würde jede andere wahrscheinlich auf der Stelle fortgeschickt haben. Hier aber hinderte ihn der Gedanke an Lorenz daran. Er war so froh, diesen glänzenden Chauffeur gefunden zu haben, daß er ihn äußerst ungern wieder verloren hätte. Und die Ursache war doch auch gar zu nichtig.

„Ja, wollen Sie denn so töricht sein, es ihm zu erzählen? Dazu sind Sie doch wohl zu verständig."

„Ich habe bis jetzt keine Geheimnisse vor meinem Verlobten gehabt, Herr Stellbrinck! Wenigstens nicht in — in dieser Hinsicht."

„So machen Sie eben diesmal eine Ausnahme. Ich bitte Sie wegen der kleinen Freiheit, die ich mir da genommen habe, in aller Form um Verzeihung. Und ich hoffe, daß Sie nicht so eigensinnig sind, eine große Affäre daraus zu machen."

Da sie wieder schwieg, ging er auf sie zu und nahm ihre Hand.

„Also abgemacht — nicht wahr? Wir betrachten den Zwischenfall als nicht geschehen. Sie werden vor einer

Wiederholung sicher sein, und zwischen uns bleibt alles beim alten."

Sacht zog sie ihre Hand zurück. Ihre Schultern bebten noch immer, aber mit einem tiefen Aufseufzen schickte sie sich an, ihren Platz wieder einzunehmen. Mitleidig lächelte Egon Stellbrinck hinter ihrem Rücken.

„Können wir nun wieder anfangen, Fräulein Lindemann?"

„Ja."

Wie ein Hauch kam es von ihren Lippen.

„So lesen Sie mir, bitte, den letzten Satz noch einmal vor. Ich habe den Faden verloren."

Stockend und mit leiser Stimme willfahrte sie seinem Verlangen. Er fuhr fort zu diktieren, und während der nächsten Stunde blickte Elli nicht ein einziges Mal von ihrem Stenogrammheft auf. Dann sagte Stellbrinck: „Nun ist es genug für heute. Übertragen Sie das und finden Sie sich morgen um dieselbe Zeit wieder bei mir ein."

Gehorsam schlug sie ihr Heft zu und stand auf, um zu gehen. Wieder gab er ihr seine Hand.

„Wir scheiden als gute Freunde — gelt? Und den Herrn Lorenz lassen wir aus dem Spiel."

Elli nickte, ohne ihn anzusehen. Dann verließ sie mit einem halblauten Gruße das Zimmer.

Während des ganzen Heimweges weinte sie still vor sich hin. Die Kolleginnen im Kontor musterten sie scharf, und es war kein Zweifel, daß sie sich über ihr verändertes Aussehen besondere Gedanken machten. Elli aber kümmerte sich nicht darum. Sie war froh, daß wenigstens die Mutter nichts bemerkte und daß sie nicht mit Fragen gequält wurde.

Am Abend kam Lorenz, und er war, wie immer in

dieser letzten Zeit, in bester Stimmung. Sein Dienst bei Egon Stellbrinck behagte ihm außerordentlich, und er sprach von ihm nur in Worten höchster Anerkennung.

„Das ist ein Arbeitgeber, wie man sich ihn nur wünschen kann," sagte er. „Er weiß, was dazu gehört, ein Auto richtig zu steuern, und er hat Verständnis für das, was man leistet. Dabei ist er freigebig, wie ein wirklich großer Herr."

Elli schwieg, und sie war an diesem Abend überhaupt sehr still. Nur als Lorenz die Vorzüge seiner neuen Wohnung rühmte und von der bevorstehenden Hochzeit zu reden begann, machte sie eine schüchterne Bemerkung.

„Wir wollen bis zum Sommer warten, nicht wahr, Paul? Ich habe noch so sehr viel an meiner Aussteuer zu tun."

Er war sichtlich enttäuscht, aber nicht der leiseste Argwohn kam in seine Seele.

„Bis zum Sommer? Das ist eine sehr lange Zeit. Wenn du aber meinst, daß es nicht anders sein kann, bin ich einverstanden."

Als er gegangen war, kam Frau Lindemann auf den Wunsch ihrer Tochter zurück.

„Was sind denn nun das wieder für Launen?" fragte sie scharf. „Wenn diese Heirat nun doch einmal zustande kommen soll, weshalb dann das Hinausschieben? Lorenz hat sein sicheres Brot und eine schöne Wohnung. Deine Aussteuer aber mache doch ich. Und ich werde in drei Monaten reichlich damit fertig. Du hast natürlich irgend eine andere Ursache."

„Nein, Mutter, ich habe keine. Aber frage mich nicht weiter. Ich kann eben jetzt noch nicht heiraten — das ist alles."

Brummend verzichtete die Frau auf weitere Erörte-

rungen. In ihrem Schlafstübchen aber drückte Elli ihr Gesicht in das Kissen und begann von neuem zu schluchzen.

Egon Stellbrinck zeigte sich als ein sehr fürsorglicher und liebevoller Sohn. Die Reise sollte seinem fast erblindeten Vater so bequem und angenehm wie möglich gemacht werden. Er wollte deshalb, daß er sie im Automobil zurücklege, und es war ursprünglich seine Absicht gewesen, ihn selbst abzuholen. Aber wichtige Konferenzen machten ihm ein Abkommen unmöglich, und so wendete er sich an Norbert mit der Bitte, seine Stelle zu vertreten. Bereitwillig und, wie es schien, sogar mit einer gewissen Freude ging der Prokurist darauf ein. Er fuhr an dem festgesetzten Tage mit Lorenz nach Frauenthal und traf gegen Mittag im Landhause des Professors ein. Maria war es, die ihn empfing.

Ein freundliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie ihn begrüßte.

„Herr Norbert! Wie hübsch, daß gerade Sie uns nach Berlin geleiten wollen. Da können wir das Wiedersehen doch recht lange und in aller Ruhe genießen. Auch der Vater hat sich aufrichtig gefreut, als Egon es ihm mitteilte."

„Sie sind sehr liebenswürdig. Ich fürchtete, Sie würden sich meiner kaum noch erinnern."

„Das ist selbstverständlich nur ein Scherz. Wie lange ist es denn her, daß wir uns zuletzt gesehen?"

„Es mögen wohl an die fünf Jahre sein, Fräulein Maria — o verzeihen Sie: Fräulein Stellbrinck wollte ich sagen."

„Lassen Sie es nur getrost bei der Maria. Ich höre das viel lieber. Die schönen Zeiten, da Sie beinahe täglich in unserm Hause verkehrten, sind freilich unwiederbring-

lich dahin. Jetzt sind wir ernste und gesetzte Leute geworden. Und es war doch so hübsch."

„Das war es allerdings. Die Frauenthaler Jugendjahre werden immer meine liebsten Erinnerungen bleiben."

„Ja, ich sehe Sie noch, wie Sie nach der Schule im Sturmschritt den Hügel heraufkamen, um dann zwanzig Meter vor dem Hause in eine langsame und würdevolle Gangart zu verfallen. Ich habe mich oftmals darüber amüsiert."

„Das hatten Sie also beobachtet? Ich sollte mich dessen eigentlich heute noch schämen."

„Warum denn? Es war doch lieb von Ihnen, daß Sie kamen. Meinetwegen geschah es ja gewiß nicht."

Er lächelte ein wenig befangen.

„Wissen Sie das so bestimmt, Fräulein Maria?"

„Allerdings. Zu der Zeit, von der ich spreche, war ich ja noch ein kleines Mädel, auf das der halb erwachsene Gymnasiast mit Geringschätzung hinabsah. Es war eine große Herablassung, wenn Sie mit mir Krocket spielten oder wenn ich Sie zu Ihrem Violinspiel auf dem Klavier begleiten durfte. Ach, wie oft habe ich danebengegriffen!"

„Solcher Fehler kann ich mich kaum erinnern. Ich weiß nur, daß ich mich bei unseren musikalischen Übungen immer sehr glücklich gefühlt habe."

„Sie waren ja auch mit Leib und Seele bei Ihrer Kunst. Und es galt uns allen damals als ausgemacht, daß Sie Musiker werden würden. Der Vater war beinahe ungehalten, als er hörte, daß Sie nach dem Abgangsexamen gleich Egon in ein Bankgeschäft eintreten wollten."

„Ich tat es nicht aus eigenem Antriebe und mit recht schwerem Herzen. Aber die häuslichen Verhältnisse und der plötzliche Tod meines Vaters machten es mir zur Pflicht."

„Und Sie haben es nicht bedauert?"

„Ich versuche meinen Beruf nach Kräften auszufüllen. Das ist auch eine Befriedigung."

„Aber Ihr Herz hängt immer noch an der Kunst?"

„Sie ist der Schmuck meines Lebens geblieben, da ihr nicht mein ganzes Leben gehören konnte. Alle meine Mußestunden sind ihr gewidmet."

„Egon würde das kaum verstehen. Ich glaube, er steht mit seinen Geschäften auf und geht mit ihnen zur Ruhe."

Walter Norbert nickte zustimmend.

„Er ist ein Kaufmann, wie er sein soll, und wie ich es wohl niemals werde. Ich staune immer aufs neue über die Großzügigkeit seiner Pläne und die Kühnheit seiner Ideen."

„Und fürchten Sie nicht, daß sie allzu kühn sein könnten? Als er uns hier von seinen Unternehmungen sprach, kam mir fast ein Gefühl des Schwindels."

„Bei jedem andern hätte ich es vielleicht auch. Aber Egon ist eben von einem besonderen Schlage. Und der Erfolg hat ihm noch immer recht gegeben."

„Nun, ich verstehe ja nichts von diesen Dingen, aber man hat doch schon oft gehört, daß solche Riesenbauten über Nacht zusammengestürzt sind, wenn ihnen die feste Grundlage fehlte."

Norbert machte ein ernstes Gesicht.

„Das kommt allerdings vor. Doch ich zweifle nicht, daß Egon zu klug ist, um in die Luft zu bauen."

„Sind Sie denn nicht seine rechte Hand und sein Vertrauter in allen Geschäften?"

„Ihr Bruder ist eine viel zu selbständige Natur, um sich von mir dreinreden zu lassen. In allen wichtigen Angelegenheiten disponiert er ganz allein."

„So fällt also auf Sie auch keine Verantwortung für die Folgen?"

„Nein. Mit solcher Verantwortlichkeit hat mich Herr Stellbrinck noch nie belastet."

Sie gingen zu dem Professor, der noch im Begriff war, seine Manuskripte und die wichtigsten Bücher, die er mitnehmen wollte, zusammenzupacken. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit er dabei zu Werke ging. Er wußte den Platz jedes Blättchens und hantierte unter seinen Schätzen wie ein Sehender. Auch er hieß den Besucher herzlich willkommen.

„Mein guter Norbert! Ich habe es noch nicht vergessen, daß Sie einst mein Lieblingsschüler waren. Hätte mir's damals freilich nicht träumen lassen, daß ich Sie noch einmal als den Prokuristen meines Sohnes wiedersehen würde. Sie waren für mich immer der richtige Typus einer Künstlernatur."

„Das Leben macht aus uns, was ihm gefällt, Herr Professor! Und das Wichtigste ist wohl, daß man in Ehren auf seinem Platze steht."

„Brav gesprochen. Am Ende haben Sie ja auch den besseren Teil erwählt. Dem Kaufmann gehört heute die Welt. Wir Gelehrten und die Künstler spielen neben ihm nur noch eine sehr untergeordnete Rolle."

„Es wäre traurig, wenn es sich so verhielte, Vater," sagte Maria, während eine feine Falte über ihrer Nasenwurzel erschien. „Wir würden sehr arm werden, wenn die Wissenschaft und die Kunst zu Stiefkindern unseres öffentlichen Lebens würden."

„Und sind wir nicht in Wahrheit schon sehr arm geworden, Fräulein Maria?" fragte Norbert. „Viel ärmer, als unsere Vorfahren es zu irgend einer Zeit gewesen sind? Dem Kaufmann gehört die Welt, sagt Ihr Herr Vater mit Recht. Aber es ist eine Welt, in der zu leben kaum noch der Mühe wert ist."

Eine beschwichtigende Handbewegung des Professors verhinderte Marias Antwort.

„Lassen wir den Dingen ihren Lauf, Kinder! Eines Tages wird sich die Welt schon wieder darauf besinnen, daß es der Geist ist, der sie regiert, und daß die Menschen nicht ohne Schönheit leben können. Es kommt schließlich nicht so sehr darauf an, ob wir für eine Weile im Schatten stehen."

In lebhaftem und heiterem Gespräch nahmen sie ihre Mittagsmahlzeit ein, für die die alte Hanna besonders festliche Vorbereitungen getroffen hatte. Sie war die einzige, die kein Hehl daraus machte, wie zuwider ihr diese Reise des Professors war. Sie machte ein sehr unglückliches Gesicht, und ihre Augen waren verweint. Freundlich sprach Maria auf sie ein.

„Trösten Sie sich doch, Hanna! Wir gehen ja nicht aus der Welt. In einigen Wochen sind wir wieder da. Und meinem Vater soll inzwischen gewiß kein Leid geschehen."

„Ach, das sagen Sie so, Fräulein!" klagte die treue Dienerin, indem sie schon wieder mit dem Schürzenzipfel an die Augen fuhr. „In Berlin soll es so entsetzlich viele Straßenbahnen und Automobile geben. Und die Menschen gehen immer erst lange nach Mitternacht schlafen. Wie soll denn der Herr Professor das aushalten!"

„Ich verspreche dir, daß ich auf meiner Hut sein werde," versicherte der Blinde. „Sowohl vor den Straßenbahnen wie vor der verkehrten Ordnung der Dinge, die die Nacht zum Tage macht. Ich gehe ja nicht als junger Sausewind in das Sündenbabel."

Aber sie war keineswegs beruhigt, sondern schüttelte immer wieder in ehrlicher Betrübnis den grauen Kopf.

Die letzten Reisevorbereitungen nahmen nicht mehr viel Zeit in Anspruch, und mit dem Einbruch der Dunkel-

heit bestiegen die drei das bequeme, weich gepolsterte Automobil. Egon Stellbrinck liebte die nächtlichen Fahrten, auf denen der Wagen freie Bahn hatte, und die warmen Lobsprüche, die er seinem Chauffeur gespendet, hatten die anfänglichen Besorgnisse des alten Herrn überwunden. So liebevoll hatte Maria dafür gesorgt, ihn in Kissen und Decken einzupacken, und so angenehm wirkte der leichte, federnde Gang des Automobils, daß der Professor schon nach einer halben Stunde sanft und fest entschlummert war.

Die beiden anderen aber fanden keinen Schlaf. Die schöne Winterlandschaft, durch die sie im silbernen Licht des Mondes dahinglitten, wirkte fast bezaubernd auf Maria ein. Sie konnte sich nicht satt sehen an den bald lieblichen, bald großartigen Bildern, die in stetem Wechsel an ihrem Auge vorüberzogen. Und sie vergaß über den Reizen dieser nächtlichen Fahrt, wie ungern sie sich entschlossen hatte sie anzutreten, und mit welchem Bangen sie vor wenig Stunden den kommenden Tagen entgegensah.

Anfänglich hatten sie und Norbert sich ziemlich schweigsam verhalten, um die Ruhe des Professors nicht zu stören; allgemach aber kamen sie doch in eine flüsternde Unterhaltung. Und wieder waren es alte Erinnerungen, die darin auflebten. Sie reichten ja weit bis in ihre frühe Jugend zurück, und es war erstaunlich, ein wie gutes Gedächtnis sie beide dafür an den Tag legten. Da war kein noch so kleines lustiges oder ernstes Vorkommnis, das dem einen einfiel, auf das sich nicht das andere bis in die geringfügigsten Einzelheiten besonnen hätte. Und aus jeder dieser Geschichten ging eigentlich hervor, daß sie immer recht gute Freunde gewesen sein mußten, wenn auch der Unterschied der Jahre damals ziemlich bedeutend ins Gewicht gefallen war.

„Ach, wenn wir doch noch einmal so jung und froh sein könnten!“ sagte Maria seufzend. „Mir ist zuweilen, als läge das alles schon um Jahrzehnte hinter mir, als wäre ich bereits eine alte Frau.“

„Und doch sind Sie noch so jung — doch soll Ihr Leben jetzt erst recht eigentlich beginnen.“

„Ach nein, lieber Freund! Ich passe gar nicht mehr zu den Menschen meines Alters, und ich werde sicherlich eine recht unglückliche Figur unter ihnen machen.“

„Vielleicht werden Sie eine gewisse Befangenheit überwinden müssen, die ja auch mich jedesmal überkommt, wenn ich gezwungen bin, eine dieser großstädtischen Geselligkeiten mitzumachen. Aber dann wird Sie die allgemeine Fröhlichkeit schon mit fortreißen, und Ihre einundzwanzig Jahre werden ihr Recht verlangen.“

„Geht es Ihnen so, Walter?“

„Ich kann nicht als brauchbares Beispiel dienen. Dazu habe ich mich zu sehr in meine Zurückgezogenheit und in meine Kunst eingesponnen. Und außerdem bin ich schon dreißig Jahre alt.“

„Jung genug für einen Mann, um das Leben zu genießen.“

„Ich genieße es ja auch auf meine Art. Sie ahnen nicht, welche stillen Freuden mir mein Geigenspiel bereitet.“

„Sie müssen bei so viel Hingabe doch inzwischen ein Meister geworden sein auf Ihrem Instrument.“

„Darüber habe ich kein Urteil. Es wird mir ja von musikalischen Freunden manches Aufmunternde gesagt. Aber ich betrachte mich doch nur als Dilettanten.“

„Sie müssen mir bald etwas vorspielen — recht bald. Ich bin so begierig darauf, Sie zu hören.“

„Wenn sich eine Gelegenheit findet, mit der größten

Freude. Aber ich fürchte, diese Gelegenheit wird nicht so bald kommen."

„Warum nicht? Sie kommen doch häufig in das Haus meines Bruders?"

„Ich war in den beiden letzten Jahren nur zweimal dort, als es sich um Diners von halb geschäftlichem Charakter handelte. Die gesellschaftlichen Kreise des Herrn Stellbrinck sind nicht die meinigen."

„Das muß jedenfalls anders werden, solange wir dort sind," erklärte Maria mit Entschiedenheit. „Der Vater und ich, wir wollen etwas von Ihnen haben. Sie sind ja unser einziger Freund in diesem schrecklichen, fremden Berlin."

„Es wird Ihnen sehr bald an Freunden nicht fehlen. Und ich glaube nicht, daß Egon mich sehr gern des öfteren in seinem Hause sehen würde."

„Nun, darüber werde ich schon mit ihm reden. Aber Sie dürfen auch Ihrerseits nicht den Stolzen und Zurückhaltenden spielen."

„Ich weiß nicht, Fräulein Maria —"

„Nein, nein, mit Bedenklichkeiten dürfen Sie mir da nicht kommen. Wir sind immer gute Kameraden gewesen, und wir wollen es auch jetzt sein. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Walter!"

Und sie wechselten einen langen, warmen Händedruck.

Die Aktiengesellschaft Deutsche Stahlindustrie hielt eine außerordentliche Generalversammlung ab. Es handelte sich in der Hauptsache um die Beschlußfassung über den vom Vorstande beantragten Anschluß der Firma an den großen Stellbrinck-Konzern, der bereits eine stattliche Anzahl von Häusern der Eisenbranche umfaßte. Man wußte, daß Egon Stellbrinck eine größere Menge von

Aktien der Stahlindustrie an sich gebracht hatte, um die Abstimmung in seinem Sinne zu beeinflussen, aber es fehlte unter den alten Aktionären nicht an Gegnern des Anschlusses, so daß man in den beteiligten Kreisen dem Ergebnis der heutigen Generalversammlung mit einiger Spannung entgegensah.

Etwas mehr als ein Dutzend Herren waren es, die sich in dem Konferenzzimmer eingefunden hatten. Die beiden Direktoren der Gesellschaft, die die Besucher empfingen und begrüßten, machten den Eindruck einer gewissen Aufgeregtheit. Sie sprachen noch leise und eifrig mit Stellbrinck, der unbefangen heiter war wie immer und mit völlig unbekümmerter Miene seine unvermeidliche Zigarette rauchte.

Zuletzt erschienen die vier Herren des Aufsichtsrats, die in einem Nebenraume noch eine letzte Beratung abgehalten hatten. Als der allerletzte trat Rudolf Hagen, einer der Gründer der Gesellschaft, die bis dahin in enger Verbindung mit der Firma Hagen und Hollweg gestanden hatte, über die Schwelle. Er sah ernst und verschlossen aus wie gewöhnlich und grüßte förmlich nach allen Seiten. Stellbrinck ging auf ihn zu, um ihm die Hand zu schütteln, und richtete einige liebenswürdige Worte an ihn. Hagens Antwort war kurz und konventionell. Ohne sich aufzuhalten, trat er an seinen Stuhl.

Die Versammlung begann, und nach Erledigung der nötigen Formalitäten nahm einer der Direktoren das Wort, um den Antrag des Vorstandes kurz zu begründen. Er sprach trocken und sachlich. Schweigend hörte man ihn an. Dann erhob sich Egon Stellbrinck, und sehr bald befanden sich alle Anwesenden im Bann seiner beredten Worte. Mit einer Wärme und einem Schwung, wie sie bei so nüchternen Anlässen wohl nur selten zutage traten,

setzte er sich für die Annahme des Antrages ein. Er schilderte die bisherige Entwicklung der Gesellschaft und führte aus, daß sie die glänzendsten Entfaltungsmöglichkeiten wegen der Beschränktheit ihres Betriebskapitals und wegen der Widerstände ihrer Konkurrenz hätte ungenützt lassen müssen. Er bemängelte die altmodischen Prinzipien, nach denen man bisher gearbeitet hatte, und entrollte ein verlockendes Bild der Zukunft, die das Unternehmen innerhalb des gewaltigen Ringes seiner bisherigen Mitbewerber und Widersacher erwartete. Imponierende Zahlen kamen aus seinem Munde, und der ganze Vortrag war durchtränkt von einer Erfolgsicherheit und Siegeszuversicht, die auch auf die bedächtigsten unter den Zuhörern fortreißend wirken mußte.

Es war unverkennbar, daß die Stimmung eine vorwiegend günstige war. Einen Schluß auf die Abstimmung aber ließ das freilich nicht zu, denn für ihren Ausfall war ja die Größe des Aktienbesitzes maßgebend. Und es war allgemein bekannt, daß sich die vertretene Stimmenzahl unter den Freunden und den Gegnern des Antrages ungefähr die Wage hielt.

Jetzt stand Hagen auf. Mit leiser Stimme und sehr ruhig begann er zu sprechen. Nach und nach erst gewann seine Rede an Klang und Fülle. Und er bekannte sich rückhaltlos als Gegner des Anschlusses, vor dem er die Aktionäre eindringlich warnte. Unumwunden gab er zu, daß die geschickten Zahlengruppierungen seines Vorredners ihm scheinbar Recht gäben, und daß die Gesellschaft viel bedeutendere Umsätze hätte erzielen können, wenn sie sich über die Grundsätze einer soliden und vorsichtigen Geschäftsführung hinweggesetzt hätte. Aber er halte es mehr denn je für geboten, diese Grundsätze hochzuhalten.

„Wir alle wissen, meine Herren," fuhr er fort, „daß

ein wilder Taumel über unsere Geschäftswelt gekommen ist. Die Aktiengesellschaften schießen wie Pilze aus der Erde, und überall bilden sich Konzerne, die ihren Teilnehmern goldene Berge versprechen. Nach den Grundlagen, auf denen diese luftigen Gebäude aufgeführt werden, fragt niemand mehr, und niemand denkt an den Tag des Gerichts. Aber dieser Tag wird sicherlich kommen, vielleicht in einigen Wochen oder Monaten, vielleicht erst in einem oder zwei Jahren. Und wehe denen, die den großen Zusammenbruch über sich ergehen lassen müssen. Ich will keine Kritik üben an dem Konzern des Herrn Stellbrinck, ich will nicht fragen, durch welche Mittel er zustande gekommen ist und wie es um einen Teil der Firmen bestellt ist, die ihm angehören. Das alles sind Dinge, die in der Zukunft von selbst zutage treten und sich auswirken werden. Aber ich will nicht, daß unsere Gesellschaft eines Tages mit hineingerissen werde in einen Strudel katastrophaler Ereignisse. Sie möge den Weg, den sie bisher gegangen ist, weiter verfolgen, ruhig und stetig, auf nichts vertrauend als auf die eigene Kraft. Solange sie das tut, wird ihr auch mein Haus treu zur Seite stehen und sie sicher über alle etwaigen Krisen hinwegführen. Fassen Sie heute den von Ihrem Vorstande leider beantragten und von einem Teil des Aufsichtsrats gebilligten Entschluß, so ist das Tischtuch zwischen uns zerschnitten. Die Folgen Ihrer Handlungsweise haben Sie selbst zu tragen."

Wie von einer Feder emporgeschnellt, fuhr Egon Stellbrinck auf, und wenn er schon vorher eine feurige Beredsamkeit entwickelt hatte, so sprach er jetzt in geradezu flammenden Worten. Ohne Hagens Namen ein einziges Mal zu nennen, goß er eine Schale beißenden Spottes über die Kaufleute aus, die ihre Zeit nicht mehr ver-

ständen und die in lächerlicher Ängstlichkeit so lange hinter den Dingen herhinkten, bis sie ihnen über den Kopf gewachsen seien und sie in ihrer Hilflosigkeit erstickten.

„Wer seine Augen geflissentlich vor den Forderungen der Gegenwart verschließt, der möge sich nicht wundern, wenn man über ihn hinweggeht. Noch nie ist der Erfolg bei den Kleinmütigen und Zaghaften gewesen. Nur der großen Idee kann der große Wurf gelingen. Kapital allein ist Macht. Schließen Sie sich an das große Kapital an, und Sie werden mit lächelndem Mitleid herabsehen können auf die Zaudernden und die Nörgler, die mühselig im Staube weiterkriechen."

Es war eine offene Kriegserklärung. Aber Rudolf Hagen antwortete nicht mehr. Einige unbedeutende Wechselreden noch flogen hinüber und herüber. Dann schritt man zur Abstimmung, und unter gespannter Aufmerksamkeit der Anwesenden verkündete der Vorsitzende das Ergebnis. Mit einer geringfügigen Majorität war der Antrag des Vorstandes angenommen und der Anschluß an den Konzern beschlossen worden. Egon Stellbrincks große Stimmenzahl hatte den Ausschlag gegeben.

Er saß lächelnd da, als habe er es nicht anders erwartet. Als Hagen an ihm vorüberging, um den Raum zu verlassen, stand er auf und grüßte sehr artig. Der Leiter der Versammlung aber erklärte: „Herr Hagen hat soeben zu Protokoll gegeben, daß er von seinem Amte als Mitglied des Aufsichtsrats zurücktritt. Eine Kündigung der Kredite, die der Gesellschaft von der Firma Hagen und Hollweg bisher gewährt worden waren, steht nun wohl mit Sicherheit zu erwarten."

„Das ist selbstverständlich ohne alle Bedeutung," sagte Stellbrinck mit klingender Stimme. „Ich stelle ohne weiteres den zehnfachen Kredit zur Verfügung."

Und mit stiller Bewunderung sahen alle auf den Mann, der mit so gewaltigen Summen um sich warf, als handle sich's für ihn nur um ein Kinderspiel.

Nun weilten die Frauenthaler Herrschaften schon seit mehreren Tagen in Berlin, und der Professor war von dem bisherigen Verlauf seines Aufenthalts hoch befriedigt. Mit Staunen und Hochachtung empfand er das Behagen und den vornehmen Zuschnitt von Egons Heim, das ihm ja bis dahin unbekannt gewesen war. In den großen Gemächern fand er sich rasch ebensogut zurecht wie daheim in den engen, winkligen Stuben seines kleinen Landhauses. Die aufmerksame, geräuschlose Bedienung tat ihm wohl, und von dem gefürchteten Lärm der Großstadt vernahm er fast nichts. Dagegen war er schon am zweiten Tage durch den Besuch des Professors Martus, eines Ordinarius der Philosophie an der Universität, erfreut worden, mit dem er bis dahin in gelehrtem Briefwechsel gestanden, und der sich nun beeilte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Es war das ohne Zweifel eine besondere Aufmerksamkeit Egons, für die ihm der alte Stellbrinck aufrichtig dankbar war. Martus war auch zum Abendessen geblieben, und das Gespräch der beiden Gelehrten war so angeregt und lebhaft gewesen, daß der Blinde sich gegen Maria ganz entzückt darüber äußerte.

„Es weht hier doch eine andere Luft als daheim in Frauenthal," sagte er. „Man gewinnt in einer Stunde mehr als dort in Monaten. Wenn es in dieser Weise fortgeht, werde ich wieder jung."

An einem der nächsten Abende beabsichtigte Egon, seine Angehörigen in die Staatsoper zu führen, in der das neue Musikwerk eines berühmten Komponisten zum

ersten Male aufgeführt werden sollte. Aber davon wollte der Professor nichts wissen.

„Ich besuche keine Theater mehr," erklärte er, „denn das ist der einzige Ort, an dem ich meine Blindheit peinlich empfinde. Ein Konzert — ja! Aber für die Oper müßt ihr mich schon entschuldigen. Maria wird mir nach eurer Heimkehr davon erzählen."

Auch das junge Mädchen bat, ihr den Besuch der Vorstellung zu erlassen. Doch Egon bestand mit solcher Entschiedenheit auf ihrer Begleitung, daß sie fürchten mußte, ihn durch eine allzu hartnäckige Weigerung zu verletzen. Nur in einem Punkte war sie von Anfang an beharrlich geblieben. Ihr Bruder hatte sie um die Erlaubnis gebeten, ihr einige schöne Toiletten nach der neuesten Mode zum Geschenk machen zu dürfen; aber Maria hatte mit Bestimmtheit abgelehnt.

„Meine Kleider sind sehr schön für Frauenthal, darum müssen sie auch gut genug sein für Berlin. Wenn du dich schämst, mich deinen Bekannten in meinem Aufzuge zu zeigen, so laß mich eben zu Hause."

Er hatte sich gefügt, und in der Tat sah sie in dem hoch geschlossenen schwarzen Kleide, das ihre wundervolle, ebenmäßige Gestalt zu schönster Wirkung brachte, so schön und vornehm aus, daß er ihr seine aufrichtige Bewunderung aussprach.

„Du wirst alle die geputzten Damen ausstechen," sagte er. „Nun ist mir um den Eindruck, den du machen wirst, nicht mehr bange."

„Ich denke, ich gehe in das Theater, um einen Eindruck zu empfangen, nicht um einen zu machen," erwiderte sie. „Jedenfalls ist mir daran herzlich wenig gelegen."

Er hatte eine ganze Proszeniumsloge genommen, und Maria fühlte sich befangen, als sie auf dem exponierten

Platze eine Menge von Theatergläsern auf sich gerichtet sah. Egon aber wurde nicht müde, ihr die hervorragendsten Persönlichkeiten im Publikum zu zeigen und sie auf die Berühmtheiten aufmerksam zu machen, von denen es im Zuschauerraum wimmelte. Als jetzt ein alter Herr in Begleitung einer jungen Dame eine der Ranglogen auf der anderen Seite betrat, legte er seine Hand auf ihren Arm.

„Der grauhaarige Kavalier da drüben ist Herr Joachim Mühlbeck, eine für mich sehr wichtige Persönlichkeit, denn die Dame an seiner Seite ist Fräulein Magda, von der ich dir ja bereits gesprochen habe."

„Das junge Mädchen, für das du dich interessierst?"

„Ja. Und was sagst du zu meinem Geschmack?"

„Sie ist sehr hübsch. Mehr kann ich natürlich nicht sagen."

„Du mußt erst ihre persönliche Bekanntschaft machen. Im großen Zwischenakt werde ich dich den Herrschaften vorstellen."

Die Ouvertüre begann, und jetzt gehörte Marias Teilnahme nur noch der Musik. Sie war bald hingerissen und begeistert. Ihre Wangen röteten sich, und ihre Augen leuchteten. Das war viel schöner, als sie sich's geträumt hatte. Die herrlichen Stimmen der Sänger übten eine tiefe Wirkung auf sie aus, und in höchster Andacht gab sie sich dem Zauber hin, den sie ausströmten. Alles um sie her war versunken und vergessen. Sie lebte und atmete nur noch in der Welt von Wohllaut, die sich da vor ihr auftat, und ihr Herz pochte in rascheren Schlägen. Als der Vorhang sich zum ersten Male senkte, tat ihr das banale Beifallklatschen, das im ganzen Hause laut wurde, beinahe weh. Und sie lehnte sich mit geschlossenen Augen in ihren Stuhl zurück.

„Nun? Hat es dir nicht gefallen?“ fragte Egon.

„Verzeih! Ich bin zu ergriffen, um jetzt darüber zu sprechen. Das ist wie etwas Unirdisches.“

„Du siehst, die blasierten Leute um uns her finden durchaus nichts Unirdisches darin. Ich wette, sie sind schon wieder im besten Zuge, ihren Klatsch und ihre Bosheiten auszutauschen.“

„Dann kann ich sie nur herzlich bedauern. Aber ich bitte dich: laß mich jetzt ein wenig mir selbst.“

Er willfahrte ihrem Verlangen und grüßte sehr verbindlich zu der Loge hinüber, in der Mühlbeck und Magda saßen. Der Kaufherr dankte höflich. Magda aber schien seine Verbeugung nicht bemerkt zu haben, denn sie wandte den Kopf und blickte angelegentlich in das Parkett hinab.

Das Zeichen ertönte, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Wieder zog es Maria in seinen Bann. Wieder lauschte sie mit verhaltenem Atem und trank gierig jeden Ton, der aus dem Orchester und von der Bühne zu ihr heraufdrang. Die Fülle von Schönheit, die sie da in sich aufnehmen sollte, war fast zuviel für ihre Nerven. Von Zeit zu Zeit ging es wie ein wonniges Erschauern über ihre Gestalt, und sie legte die Hand über die Augen, als müsse sie sich bemühen, eines Schwindelanfalls Herrin zu werden.

Man rief nach dem Aktschluß die Sänger und den Komponisten stürmisch vor die Rampe. Das Publikum schien wie aufgelöst in Enthusiasmus und Entzücken. Maria stand auf.

„Laß uns hinausgehen, Egon! Dieser Lärm peinigt mich.“

Das gerade war es ja, was er gewollt hatte, und diensteifrig bot er ihr seinen Arm. Er führte die willenlos Nachgebende über den Gang und in das Foyer, das sich eben

mit Menschen zu füllen begann. Maria hatte seine vorige Ankündigung offenbar schon wieder vergessen, und sie sah erschrocken auf, als sie ihn sagen hörte: „Gestatten Sie mir, Ihnen meine Schwester Maria vorzustellen, die seit einigen Tagen als lieber Gast in meinem Hause weilt."

Für eine Flucht war es zu spät. Und nun klang auch schon eine liebe, weiche Mädchenstimme an Marias Ohr: „Sie sind ohne Zweifel ebenso erschüttert wie ich, mein Fräulein! Ist es nicht schrecklich, jetzt das Geschwätz der Leute anhören zu müssen?"

Das war ihr wie aus tiefster Seele gesprochen, und mit einem fast dankbaren Blick suchte sie das Gesicht der jungen Dame, die ihre Empfindung teilte. Sie fand es reizend und fühlte sich sogleich seltsam hingezogen zu dem frischen jugendlichen Geschöpf, das sich so einfach und natürlich über alle hergebrachten Förmlichkeiten einer steifen Vorstellung hinwegsetzte.

„Ja, ich bin im innersten Herzen ergriffen," sagte sie ehrlich. „Und ich wäre glücklich, wenn ich jetzt allein sein dürfte."

„Oder wenigstens allein mit einem Wesen, das den Zustand versteht, in dem man sich befindet. Wie gut begreife ich den König, der sich Wagners Opern im dunklen Hause vorspielen ließ, sicher vor jedem häßlichen Laut, der seine erhabene Stimmung zerstören konnte."

Und während die beiden Herren sich in ihre Unterhaltung vertieften, die sicherlich weit entfernt von der ihrigen war, sprachen die beiden Mädchen weiter, nicht wie zwei junge Damen der Gesellschaft, die sich zum ersten Male begegnen, sondern wie zwei Freundinnen, die sich ihre übervollen Herzen öffnen, beglückt, das eigene Fühlen auf den Lippen der andern wiederzufinden. Als die Glocke das Publikum in den Zuschauerraum zurückrief, reichte

Magda Mühlbeck Maria die Hand: „Wir müssen uns bald wiedersehen, Fräulein Stellbrinck, sehr bald und sehr oft. Wollen Sie mir versprechen, mich an einem der nächsten Tage durch Ihren Besuch zu erfreuen?"

„Ja, ich werde gerne zu Ihnen kommen."

„Das ist eine feste Zusage. Ich nehme Sie beim Wort."

Sie neigte den Kopf gegen Egon, der sich offenbar geflissentlich zurückgehalten hatte, und man ging auseinander.

Egon drückte auf dem Rückweg in ihre Loge Marias Arm an sich.

„Ich danke dir. Du hast die Bekanntschaft ja famos eingeleitet. Magda war augenscheinlich entzückt von dir."

„Sie hat es mir leicht gemacht. Sie ist, wie es scheint, ein sehr liebes Mädchen. Ich hatte sie mir nach deiner Schilderung ganz anders vorgestellt."

„Selbstverständlich wirst du zu ihr gehen. Morgen schon. Es ist mir von großem Werte, daß die Mühlbecks meine Einladung annehmen, und sie soll übermorgen hinausgehen."

In diesem Moment fiel Marias Blick auf Walter Norbert, der in einer kleinen Entfernung an ihnen vorüberging, um ebenfalls seinen Platz aufzusuchen. Sie wollte stehen bleiben, um seine Anrede abzuwarten, aber er sprach sie nicht an, sondern verneigte sich nur sehr ehrerbietig und setzte seinen Weg fort. Maria sah, daß ihr Bruder seinen Gruß nur ziemlich flüchtig erwiderte, und sie machte ihm eine Vorhaltung darüber.

„Warum bist du nicht liebenswürdiger gegen Norbert? Und warum verkehrt er überhaupt nicht in deinem Hause?"

„Weil sich das nicht recht schicken würde, liebes Kind! Am Ende ist er doch nur ein Angestellter."

„Er ist dein Jugendfreund. Und auch der meinige. Während unseres Aufenthalts in Berlin möchte ich ihn so oft als möglich sehen."

„Meinetwegen mag er kommen, wenn er Lust dazu hat. Aber er ist kein Gesellschaftsmensch."

„Jedenfalls wirst du ihn doch zu deinem Feste einladen?"

„Ja doch, da dir so viel daran gelegen scheint. Auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an." —

Wie in einem holden Traum kam Maria an diesem Opernabend nach Hause. Sie hatte Egons Einladung zum Abendessen in einem Restaurant ausgeschlagen und ihn gebeten, sie allein fahren zu lassen. Da auch der Professor bereits zur Ruhe gegangen war, konnte sie sich sogleich in ihr Schlafzimmer zurückziehen, und da lag sie noch stundenlang wach, um die empfangenen Eindrücke an ihrer Seele vorüberziehen zu lassen. Auch Magdas liebliches Bild tauchte dabei auf, und sie wunderte sich fast über die herzliche Zuneigung, die sie zu ihr empfand. Aber die Vorstellung, daß sie vielleicht in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zu ihr treten sollte, erfüllte sie trotzdem nicht mit Freude. Sie dachte an ihren Bruder, diesen glänzenden, blendenden Menschen, der für alle Welt gleich liebenswürdig und verbindlich war, und zu dem nur sie niemals eine innigere Beziehung hatte gewinnen können. Denn sie glaubte nicht an die Güte seines Herzens. In ihren Jugenderinnerungen lebten zu viele Züge seines Charakters, die sie daran zweifeln ließen. Je glatter und einnehmender seine äußeren Manieren geworden waren, desto mehr befestigte sich das Mißtrauen, das sie gegen ihn hegte.

„Ich tue ihm vielleicht ja unrecht," sagte sie sich, „aber ich komme nun einmal nicht darüber hinweg."

Ein letzter Gedanke vor dem Entschlummern wanderte zu Walter Norbert, dessen vorige Zurückhaltung ihr eine schmerzliche Enttäuschung bereitet hatte. Er war ihr während ihrer ganzen Jugendzeit die Verkörperung von Aufrichtigkeit, Warmherzigkeit und Ritterlichkeit gewesen, und die gemeinsame nächtliche Autofahrt hatte alle diese alten Vorstellungen neu belebt. Daß ihre Hoffnung, ihn während der nächsten Wochen oft zu sehen, sich nicht zu verwirklichen schien, tat ihr weh, und sie zürnte Egon, der von ihm so hochmütig wegwerfend als von einem „Angestellten" hatte sprechen können. Mit dem Bilde Norberts vor Augen schlief sie endlich ein. —

Am nächsten Tage fuhr sie zu den Mühlbecks, um ihre Zusage einzulösen. Mit offenen Armen wurde sie von Magda empfangen. Alles, was ihr gestern abend an dem jungen Mädchen so sehr gefallen hatte, offenbarte sich von neuem in der gewinnendsten Weise. Sie hatte ohne Zweifel nicht Marias reiches Wissen, und ihre lebhafte Natur bildete einen gewissen Gegensatz zu dem ernsteren und verhaltenеren Wesen der Kleinstädterin. Aber sie hatte einen scharfen natürlichen Verstand und jene weibliche Klugheit, die mit sicherem Instinkt immer das Richtige trifft. Dabei verfügte sie über eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die voll des feinsten Zartgefühls war. So kamen sich die beiden im Verlauf ihrer einstündigen Unterhaltung sehr nahe, und Maria, die bisher nie eine wirkliche Freundin gehabt hatte, war aufrichtig glücklich, dies bezaubernde Wesen gefunden zu haben.

Von Egon sprachen sie mit keinem Wort. Es widerstrebte Maria, seinen Namen zu nennen, und Magda schien nicht an ihn zu denken. Zuletzt erschien auch Joachim Mühlbeck, der die Artigkeit selbst war und sich sogar bis zu Schmeicheleien verstieg.

„Man kann Herrn Stellbrinck Glück wünschen zu einer solchen Schwester," sagte er. „Wissen Sie auch, mein Fräulein, daß Sie gestern im Theater geradezu Aufsehen erregt haben? Man hat sich allgemein die Köpfe zerbrochen über die neue Erscheinung, und bald wird Ihnen unsere ganze Jeunesse dorée zu Füßen liegen."

„Sie wird schwerlich viel Glück haben," lachte Magda. „Denn ich zweifle, daß Fräulein Maria dem Durchschnitt unserer Berliner Herrenwelt sonderlichen Geschmack abgewinnt. Man muß hier aufgewachsen sein, um sich an diese Fülle von Plattheit, Oberflächlichkeit und seichtem Getue zu gewöhnen."

„Urteilst du da nicht zu streng, meine Liebe?" fragte Mühlbeck. „Es gibt doch wohl auch Ausnahmen."

„Ich habe bis jetzt nicht das Glück gehabt, eine zu finden. Und ich wünsche es mir auch gar nicht. Denn sie würde sicherlich Kreisen angehören, die für mich nicht existieren dürfen." —

Als Egon am Nachmittag nach Hause kam, galt seine erste Frage dem Besuch Marias im Mühlbeckschen Hause. Die Antwort, die sie ihm gab, befriedigte ihn nur halb.

„Es ist doch jedenfalls auch von mir die Rede gewesen. Was hat Magda über mich gesagt?"

„Nichts. In unseren Gesprächen wurde deiner nicht Erwähnung getan."

„Nun, du unterziehst dich deiner Aufgabe ja mit bewunderungswürdigem Geschick."

„Meiner Aufgabe, Egon?"

„Ich glaubte doch, du wolltest ein wenig Stimmung für mich machen."

„Zur Kupplerin tauge ich nicht. Aber ich möchte eine Gewissensfrage an dich richten. Liebst du dies Mädchen wirklich?"

Er sah verwundert auf.

„Ich verstehe dich nicht, Maria.“

„Ich meine: so, wie sie verdient, geliebt zu werden. Denn sie ist des besten Mannes würdig, und es wäre mir entsetzlich, zu denken, daß jemand sie nur um seines Vorteils willen heiraten könnte.“

„Du bist erfreulich aufrichtig. Das also ist die Meinung, die du von mir hast?“

„Ich sage nicht, daß es meine Meinung ist. Ich möchte nur Gewißheit darüber haben.“

„Gut. Ich versichere dir also, daß ich Magda Mühlbeck liebe, so warm und ehrlich, als es nur immer möglich ist. Soll ich auch noch einen feierlichen Eid darauf leisten?“

„Nein. Ich will dir glauben. Es ist ja auch gar nicht anders möglich. Sie ist das liebenswerteste Geschöpf, und jeder Mann muß sich glücklich schätzen, Sie zu besitzen.“

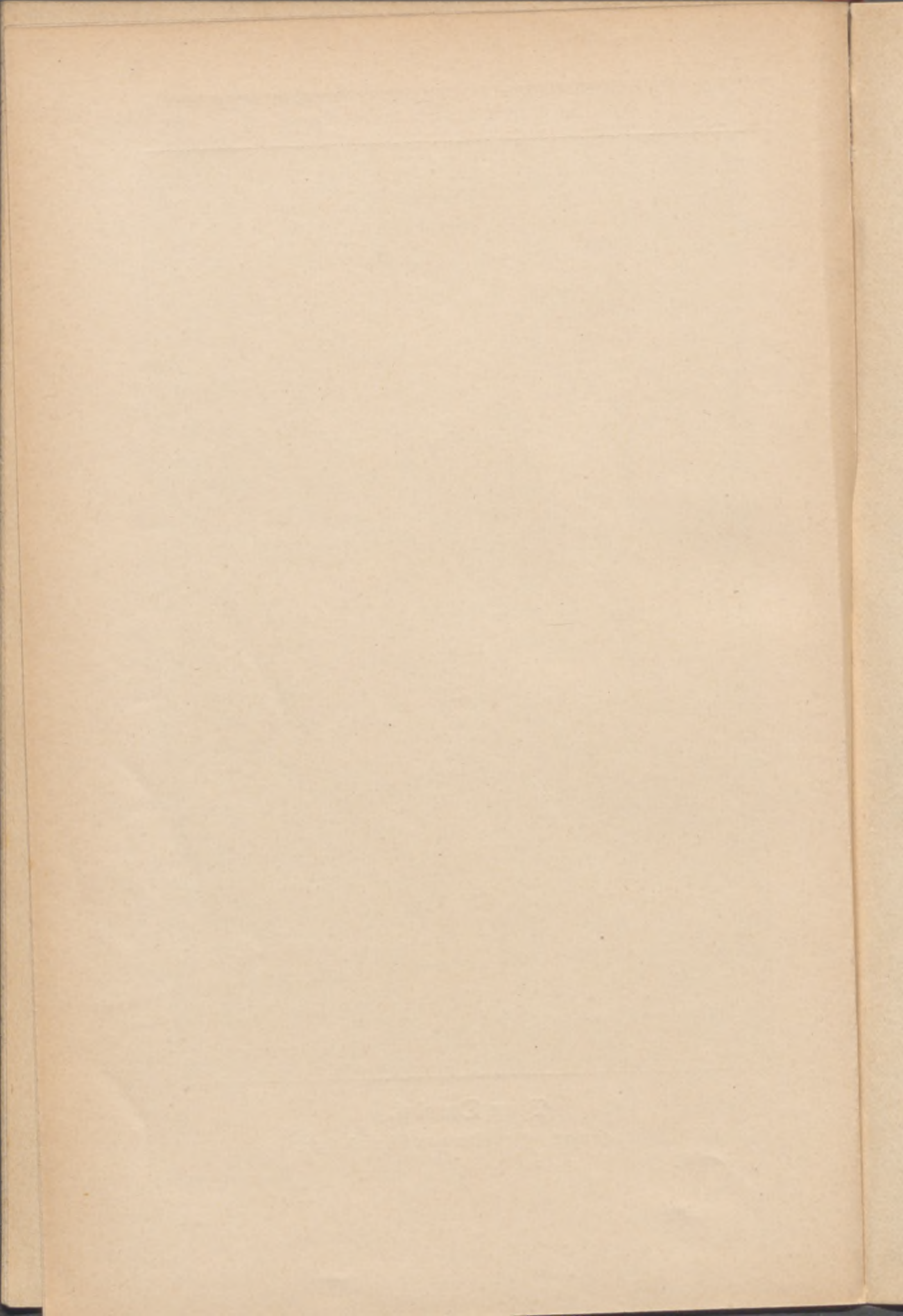
„Na also! Dann sind wir ja vollkommen einig. Und ich hoffe, in einigen Monaten wirst du auf meiner Hochzeit tanzen.“

Elli Lindemann hatte ihren Posten als Egon Stellbrincks Privatsekretärin behalten, auch als Fräulein Mewes von ihrer Krankheit wiederhergestellt worden war. Er hatte es so gewünscht, da er mit ihren Leistungen überaus zufrieden war, und sie hatte keinen Widerspruch erhoben. Tag für Tag, wenn er nicht auf einer seiner häufigen Geschäftsreisen abwesend war, ging sie in die Villa und saß eine Stunde lang an dem prachtvollen Schreibtisch, während er diktierend hinter ihr auf und nieder ging. Aber sie war nicht mehr so lebhaft und munter wie bei ihrem ersten Besuch. Still, mit niedergeschlagenen Augen, grüßte sie und ging auf ihren Platz. Wenn er



Beim Deandel.

Nach einem Gemälde von Eduard Hetz.



einmal das Wort an sie richtete, gab sie ihm leise und in gedrücktem Tone Antwort, so daß ihm wohl die Lust vergehen mußte, scherzende Unterhaltungen mit ihr zu führen. Und er hatte sich seither tadellos gegen sie benommen. Er vermied sogar, ihr beim Kommen und Gehen die Hand zu reichen, als fürchte er, sie durch die bloße Berührung von neuem zu beleidigen.

Aber die auffallende Veränderung in Ellis Wesen blieb nicht auf ihr Beisammensein mit Stellbrinck beschränkt. Sie war auch daheim viel schweigsamer und in sich gekehrter geworden. Wenn die Mutter sie nach der Ursache fragte, hatte sie irgend eine Ausrede, wie Kopfschmerzen oder dergleichen, bei der Hand, und Paul Lorenz bemerkte es wohl nicht. Er selbst war ja kein sehr gesprächiger Liebhaber. Ihm genügte es, neben Elli zu sitzen und sie anzuschauen. Das aber tat er mit so viel Andacht und Inbrunst, als wäre sie ein Heiligenbild. Und jeder dieser stillen Abende machte ihn glücklich. Zufriedenen Gesichts entfernte er sich mit dem Schlage der zehnten Stunde, und seine Zärtlichkeiten beim Abschied beschränkten sich auf einen langen, innigen Händedruck, wobei er wohl gar nicht inne wurde, ob Elli ihn erwiderte oder nicht.

An einem Samstagabend kam er mit einem überraschenden Vorschlage heraus.

„Mein Kriegerverein feiert morgen sein Stiftungsfest. Herr Stellbrinck hat mir den Tag freigegeben, und ich möchte, daß du mit mir hingingest, Elli."

Ihr Erschrecken bewies, daß sie in Versuchung war, eine abschlägige Antwort zu geben. Aber als sie in sein freudig erwartungsvolles Gesicht sah, entsank ihr der Mut.

„Wenn es dir Vergnügen macht, Paul — aber ich habe freilich nichts Rechtes anzuziehen."

„Du hast doch das Blaue mit den Spitzen," widersprach Frau Lindemann. „Als du es dir machen ließest, warst du ja ganz außer dir vor Vergnügen."

„Es ist inzwischen schon ganz altmodisch geworden."

„Ach, darauf kommt es in unserem Kriegerverein nicht an. Es sind wohl ein paar ehemalige Offiziere da, aber hauptsächlich doch nur Frauen und Mädchen aus dem einfachen Bürgerstande. Die können sich auch nicht so aufdonnern."

Da erhob Elli keinen weiteren Einspruch. Frau Lindemann wurde nun ebenfalls feierlich eingeladen, an der Festlichkeit teilzunehmen, und sie nahm an, nachdem sie sich aus Ziererei eine Weile hatte zureden lassen.

„Warum hast du dich denn sperren wollen?" fragte sie nach Lorenz' Entfernung. „Das mit dem Kleide war doch bloß eine Ausrede. Du solltest froh sein, einmal nach Herzenslust tanzen zu können. Das war doch sonst dein Höchstes."

„Mir ist nicht mehr nach Tanzen zumute, Mutter! Ich wäre wirklich viel lieber zu Hause geblieben."

„Weißt du, Mädel, du willst mir in der letzten Zeit gar nicht mehr gefallen. Du bist doch nicht bleichsüchtig?"

„Ich weiß nicht."

„Oder am Ende gar hast du eine unglückliche Liebe."

Elli wurde so rot, als wäre ihr eine Flamme ins Gesicht geschlagen.

„Was sind das für Reden, Mutter!" sagte sie mit unmotivierter Heftigkeit. „In wen sollte ich verliebt sein?"

„Nun — nun — du brauchst darum nicht gleich aus dem Häuschen zu geraten. So ein junges Ding vergafft sich leicht mal in einen Mann."

„Ich vergaffe mich in niemand, denn ich vergesse nicht, daß ich verlobt bin."

Frau Lindemann murmelte etwas vor sich hin, das vermutlich ein erneuter Ausdruck ihres Mißvergnügens über diese Verlobung war, und Elli ging hastig aus dem Zimmer.

Am nächsten Abend erschien Paul Lorenz, der in seinem schwarzen Anzuge noch ungeschlachter aussah als sonst, um die Damen abzuholen. Der Stolz auf seine schöne Verlobte stand ihm auf dem Gesicht geschrieben, als Elli hereinkam. Das blaue Kleid mit den Spitzen stand ihr allerdings reizend zu Gesicht. Der Ausschnitt ließ ihren tadellos geformten weißen Hals sehen, und ihre halb entblößten Arme hätten einen Künstler begeistern können. Paul Lorenz rührte sie auch heute nicht an, und er fand keine Worte, um seine Bewunderung auszudrücken. Aber er warf sich in die Brust und schritt neben ihr her mit der Miene eines Rennstallbesitzers, dessen Pferd soeben den ersten Preis in einem großen Rennen gewonnen hat. Sie mußten auf sein Verlangen eine Autodroschke besteigen, damit Ellis weiße Tanzschuhe nicht mit dem Schmutz der Straße in Berührung kämen, und sie fanden den Saal des Vergnügungslokals, in dem das Fest abgehalten wurde, schon dicht gefüllt. Zufällig aber erwischten sie noch drei Plätze nahe der Ehrentafel, an der die ehemaligen Offiziere des Regiments saßen. Es war unverkennbar, daß Ellis Lieblichkeit viel Aufmerksamkeit erregte, und namentlich von dem Offizierstische flogen viele bewundernde Blicke zu ihr hinüber. Sie selbst sah nicht um sich und antwortete wenig gesprächig auf die Bemerkungen und Fragen, die von ihrer nächsten Umgebung an sie gerichtet wurden.

Als der offizielle Teil des Festes vorüber war und der Tanz begann, forderte Paul Lorenz seine Verlobte zum ersten Walzer auf. Aber er war ein herzlich ungeschickter

Tänzer. Schwerfällig bewegte er sich mit ihr durch den Saal, wiederholt aus dem Takt kommend und häufig an die anderen Paare anstoßend. Elli war schamrot, als er sie zurückbrachte, und er sagte, um sich zu entschuldigen: „Ich habe nie tanzen gelernt. Und ich glaube, ich lasse es darum lieber sein."

Gleich darauf fuhr er kerzengerade von seinem Stuhl in die Höhe und nahm eine straffe militärische Haltung an. Sein ehemaliger Hauptmann war an den Tisch getreten und redete ihn freundlich an. Es war zu erkennen, daß er Lorenz aufrichtig schätzte. Höflich verbeugte er sich gegen Elli, die der Chauffeur ihm als seine Verlobte vorstellte.

„Sie bekommen einen tüchtigen Mann, mein Fräulein! Er war einer meiner besten Soldaten und hat sich oftmals hervorragend ausgezeichnet."

Dann bat er sie um einen Tanz, und Paul Lorenz nickte befriedigt. Mit Stolz sah er zu, wie sie im Arm des Hauptmanns dahinglitt, und lächelnd hieß er sie bei ihrer Wiederkehr willkommen.

„Es sah sehr schön aus," sagte er. „Keine hat so gut getanzt wie du."

Nun kam das junge Mädchen kaum noch zum Stillsitzen. Die Herren rissen sich geradezu um sie, und es waren vorwiegend die Offiziere, die sich als Bewerber einfanden. Sie war unermüdlich und gab sich dem Vergnügen mit wachsender Leidenschaft hin. Jetzt war sie anscheinend ganz in ihrem Element. Hastig trank sie, wenn sie sich erhitzt und rasch atmend auf kurze Zeit am Tische niederließ, aus ihrem Bierglase, und der ungewohnte Alkohol trieb ihr das Blut noch mehr ins Gesicht. Sie wurde immer schöner und war längst zu einem Gegenstand allgemeiner Bewunderung für die Herren

und nicht minder allgemeinen Neides für die Damen geworden. Das Fest war schon ziemlich weit vorgeschritten, als sich ein neuer Kavalier bei ihr meldete. Er war erst ziemlich spät im Kreise der Offiziere erschienen und hatte eine Zeitlang mit gelangweilter Miene das bunte Treiben im Saale beobachtet. Er war ein noch junger Mann von langer, hagerer Gestalt und ziemlich verlebten Zügen. Aber die Elastizität seiner Bewegungen und eine gewisse Vornehmheit in seiner ganzen äußeren Erscheinung machten, daß die jungen Mädchen verstohlen zu ihm hinsahen und daß sich jede von ihnen wünschte, er möchte ihre Bekanntschaft suchen.

Aber er schien wenig geneigt, sich in den Trubel zu stürzen, bis er Ellis ansichtig wurde. Da sprang er auf, klemmte sein Einglas ins Auge und ging geradeswegs auf sie zu.

„Von Rüterbusch!" schnarrte er, sich vorstellend. „Darf ich um die Ehre eines Tanzes bitten?"

Paul Lorenz hatte bei seiner Annäherung die Brauen zusammengezogen. Während er bis dahin ohne die leiseste Regung von eifersüchtigem Mißvergnügen Ellis Erfolge beobachtet hatte, schien das Auftauchen dieses Herrn von Rüterbusch unangenehme Empfindungen in ihm zu wekken. Auch die hochmütige Art, in der der Ankömmling über ihn hinwegsah, reizte offenbar seinen Unwillen. Aber er sagte nichts und ließ Elli gehen.

Es traf sich, daß der gerade gespielte Rheinländer zu Ende war, als das Paar nur zweimal den Saal umtanzt hatte. Rüterbusch führte seine Dame zu ihrem Tisch zurück und verabschiedete sich von ihr mit einer ritterlichen Verbeugung. Als Elli sich wieder gesetzt hatte, sagte Lorenz: „Der Mensch ist ein Halunke. Er war mein letzter Leutnant während des Krieges. Er hat eine Menge

Nichtswürdigkeiten gegen mich und meine Kameraden begangen. Und obendrein ist er ein Feigling."

„Aber er tanzt sehr gut," wandte das junge Mädchen ein. Da versank ihr Verlobter stirnrunzelnd in Schweigen.

Und als nun die Instrumente der Musiker von neuem ertönten, da war auch Herr von Rüterbusch wieder da. Wieder schien er Paul Lorenz nicht zu sehen, und wieder verneigte er sich gegen Elli.

„Wir wurden vorhin so vorzeitig unterbrochen, daß Sie mir diesen Walzer unbedingt schuldig sind, mein Fräulein!"

Elli zauderte. Sie warf einen Blick auf Lorenz, als erwarte sie von ihm ein Wort oder einen Einspruch. Aber er sah nur finster vor sich hin und rührte sich nicht. Da warf sie mit einer kleinen trotzigen Bewegung den Kopf zurück und stand auf, um ihren Arm in den des ehemaligen Leutnants zu legen.

Und er tanzte wirklich ausgezeichnet. Noch mit keinem anderen war sie so federleicht dahingeflogen wie mit ihm. Ihr war, als ob ihre Füße den Boden überhaupt nicht mehr berührten. Dabei drückte er sie so fest an sich, daß sie sich fast getragen fühlte. Jetzt erst kostete sie die ganze Seligkeit des Tanzes, und sie vergaß alles andere über dem süßen Taumel, in den die wiegende rhythmische Bewegung sie versetzte.

Rüterbusch schien von Stahl. Sein Atmen ging kaum merklich schneller, wie lange sie sich auch drehten. Alle anderen Paare hatten bereits pausieren müssen, aber sie tanzten immer noch fort. Da stieg es Elli plötzlich siedend heiß zur Stirn empor, und es wurde ihr dunkel vor den Augen.

„Ich kann nicht mehr," hauchte sie. „Ich habe keine Luft mehr."

Sofort hörte er auf und zog ihren Arm unter den seinigen. Schwer mußte sie sich auf ihn stützen, um nicht umzusinken.

„Kommen Sie," flüsterte er ihr zu. „Ich führe Sie in einen kühleren Raum, damit Sie sich erholen können."

Ihr war so schlecht und schwindelig, daß sie sich willenlos von ihm fortziehen ließ. Sie verließen den Saal und betraten ein dürftig beleuchtetes Nebenzimmer, das augenscheinlich nur zum Abstellen von Gerätschaften diente. Kein Mensch war darin, und auch eine Sitzgelegenheit war nicht zu erspähen.

„O mir ist so wirr," seufzte Elli. „Ich kann mich kaum noch auf den Füßen halten."

Da umschlang er ihre zierliche Gestalt mit beiden Armen und preßte sie fest an seine Brust. Von ihrer Schwäche überwältigt, ließ sie den Kopf an seine Schulter sinken und schloß die Augen. Da neigte er sich herab und bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals mit heißen, verzehrenden Küssen. Sie war nicht imstande, sich dagegen zu sträuben, denn alles um sie her war in dichten Nebel gehüllt, und sie hatte kaum noch ein Bewußtsein dessen, was mit ihr geschah.

Da plötzlich lösten sich die umschlingenden Arme, und Elli taumelte zurück. Ein paar Sekunden lang hatte Paul Lorenz starr auf der Schwelle gestanden, dann war er mit einigen gewaltigen Sätzen auf die beiden losgestürzt, und ein furchtbarer Schlag seiner riesigen Faust hatte den Kopf des Leutnants getroffen. Rüterbusch wankte und fuhr sich mit den Händen an die Stirn. Aber die maßlose Wut des andern war noch nicht besänftigt. Er packte den Offizier, hob ihn mit übermenschlicher Kraft vom Boden auf und schleuderte ihn auf die Dielen, daß der Körper mit einem dumpfen Krachen aufschlug.

Elli stieß einen lauten Schrei aus, und dieser Schrei rief eine Anzahl von Festgästen herbei. In dem Augenblick, wo Lorenz von neuem die Faust zum Schlage erhob, wurde er von starken Armen zurückgerissen und von der Übermacht seiner Gegner an weiteren Gewalttaten verhindert. Mit seinem geröteten Gesicht und seinen blutunterlaufenen Augen bot er einen furchterregenden Anblick. Seine breite Brust arbeitete stürmisch, und sinnlose, abgerissene Worte kamen von seinen Lippen.

Einige hatten sich über den regungslos am Boden liegenden Rüterbusch gebeugt und ihn aufzurichten versucht. Aber er war ohne Besinnung. Sein Kopf war im Fallen auf die scharfe Kante eines Bierfasses aufgestoßen und eine Blutlache bildete sich um ihn her. Die Kunde von dem Vorgefallenen lief blitzschnell in den Saal hinaus, und große Aufregung bemächtigte sich der eben noch so harmlos vergnügten Gesellschaft. Zwei Ärzte waren sofort zur Stelle und unterwarfen den Verletzten einer ersten flüchtigen Untersuchung.

„Vielleicht ein Schädelbruch," sagte der eine. „Man muß ihn sofort auf ein ordentliches Lager und dann so rasch als möglich in die Klinik bringen."

Während man den Verwundeten hinaustrug, erschienen einige Schupobeamte auf dem Schauplatz der Tat. Sie ließen sich Bericht erstatten und erklärten Paul Lorenz, gegen den sich bereits in bedrohlicher Weise die allgemeine Entrüstung kehrte, für verhaftet. Er war jetzt äußerlich ruhig und leistete keinen Widerstand. Als er abgeführt werden sollte, klammerte sich Elli weinend an ihn.

„Vergib mir, Paul!" schluchzte sie. „Ich habe nichts Unrechtes tun wollen."

„Das weiß ich," erwiderte er. „Aber der Hund hat erhalten, was er verdient hat."

„Lassen Sie den Mann jetzt los, Fräulein,“ mahnte einer der Schutzpolizisten nicht unfreundlich. „Hoffentlich ist es ja nicht so arg, daß ihm viel Schlimmes geschehen wird.“

Die beiden Frauen, auf die die Blicke des weiblichen Publikums jetzt mit Abscheu und Schadenfreude gerichtet waren, gingen in die Garderobe hinaus und hüllten sich hastig in ihre Wintermäntel. In Regen und Schnee stapften sie nach Hause, denn Elli weigerte sich beharrlich, die Straßenbahn zu benutzen.

„Ich kann jetzt keine menschlichen Gesichter sehen. Ach, ich bin ja so unglücklich.“

„Habe ich dir's nicht vorausgesagt, daß du noch einmal solche Geschichten mit ihm erleben wirst? Nun hast du einen Bräutigam im Gefängnis.“

„Du bist garstig, Mutter! Er hat doch nichts Schlechtes begangen.“

„Nichts Schlechtes? Und wenn er den armen jungen Mann nun totgeschlagen hat? Er sah ganz so aus, als ob er für dies Leben genug hätte.“

„Willst du mich ganz zur Verzweiflung bringen?“

„Nein. Aber zur Vernunft wirst du jetzt hoffentlich gekommen sein. Einen Menschen, bei dem du keinen Augenblick deines Lebens sicher wärest, kannst du doch nicht heiraten.“

„Ja. Ich werde ihn heiraten. Nun erst recht. Er soll nicht von mir sagen dürfen, daß ich ihn ins Unglück gebracht hätte.“

Ein kurzes, aber sehr herzlich gehaltenes Briefchen Marias hatte Walter Norbert für den heutigen Abend zum Tee geladen.

„Und vergessen Sie Ihre Geige nicht,“ hatte es ge-

schlossen. „Wir werden mit meinem Vater allein sein, und wir wollen nach Herzenslust musizieren wie in den schönen alten Zeiten.“

Er war gekommen und mit so viel Freundlichkeit aufgenommen worden, daß seine erste Befangenheit rasch verflog. Der Professor war gütig wie immer, und Maria entfaltete all ihre Liebenswürdigkeit, die nur zuweilen im Verkehr mit fremden und ihr wenig sympathischen Menschen hinter eine kühle Reserviertheit zurücktrat.

Als sie am Teetisch saßen, kam die Rede auch auf den Vorfall mit dem Chauffeur.

„Ich kenne den Mann nur vom Ansehen,“ sagte Norbert. „Aber ich gestehe, daß er mir immer einen etwas unheimlichen Eindruck gemacht hat. Ich kann die Vorliebe Egons für ihn nicht recht verstehen.“

„Auch mir hat sein finsteres Wesen wenig gefallen,“ stimmte Maria zu. „Doch mein Bruder sagt, daß er für ihn unersetzlich sei. Außerdem sei er überzeugt, daß der Mann für ihn durch Feuer und Wasser gehen würde.“

„Es mag ja sein. Immerhin ist ein Jähzorn, wie der dieses Lorenz, eine etwas gefährliche Eigenschaft. Seine kleine Verlobte tut mir aufrichtig leid. Sie ist ein liebes und ohne Zweifel auch sehr braves Mädelchen. Seit gestern ist sie wieder im Büro, und sie scheint unter dem Ereignis sehr schwer zu leiden.“

„Egon, der sich für die Sache interessiert, als ob es seine eigene Angelegenheit wäre, meint, es würde nicht so sehr schlimm werden. Der Herr von Rüterbusch soll nicht lebensgefährlich verletzt sein, und mein Bruder hofft, daß es seinen Bemühungen gelingen werde, Lorenz schon in den nächsten Tagen aus der Untersuchungshaft frei zu bekommen. Natürlich denkt er nicht daran, ihn zu entlassen.“

Der Professor erzählte sehr vergnügt von seinen Berliner Erlebnissen. Er hatte schon eine ganze Anzahl hervorragender Fachgenossen kennengelernt und versprach sich noch eine Fülle weiterer Anregung für die Zukunft.

„Die Berliner Gelehrten sind ein ganz vortrefflicher Menschenschlag," sagte er voll ehrlicher Anerkennung. „Man ist überall so gütig gegen mich, als wäre ich ein großes Licht. Und ich werde diesen Umgang in Frauenthal sehr vermissen."

Aber so heiter man auch plauderte, Maria brannte doch vor Ungeduld nach dem musikalischen Teil des Abends. Sie ging zum Flügel, präludierte ein wenig und sah erwartungsvoll auf Norbert, der seine Geige nur zögernd aus dem Kasten nahm.

„Wissen Sie auch, daß mir fast so bange ist, als sollte ich vor einem großen Publikum spielen? Sicherlich erwarten Sie von mir viel mehr, als ich zu bieten vermag."

„Nun, wir wollen es darauf ankommen lassen," sagte sie lachend. „Aber ich sage Ihnen freilich im vorhinein, daß ich eine strenge Richterin sein werde."

Sie begannen zu spielen. Maria war eine begabte und feinsinnige Begleiterin, die vortrefflich auf alle Besonderheiten des Violinisten einzugehen verstand, so daß Norbert sehr bald seine volle Sicherheit und Freiheit gewonnen hatte. Als das erste Stück zu Ende war, drehte sie sich auf ihrem Sessel nach ihm um und streckte ihm die Hand entgegen.

„Bravo, Walter! Sie sind ein wirklicher Künstler."

„Ach nein, Fräulein Maria! Das bin ich wohl nicht."

„Vielleicht war die Probe noch nicht ausreichend. Fahren wir also fort. Und nehmen wir etwas recht Schweres. Etwa ein Virtuosenstück von Paganini. Wenn Sie keines bei sich haben, ich habe mich reichlich mit Noten versehen."

„Sie wollen also ein richtiges Examen mit mir anstellen? Meinetwegen! Es kann mir ja nichts Schlimmeres widerfahren, als daß ich mich vor Ihnen blamiere.“

„Du tust unrecht daran, den guten Norbert möglicherweise in Verlegenheit zu bringen,“ mahnte der Professor. „Er hat wunderschön gespielt. Und am Ende hat er doch gar nicht den Ehrgeiz, als Konzertgeiger aufzutreten.“

Aber sie hatte das Notenheft schon vor ihn auf das Pult gelegt und griff in die Tasten. Mit gespannten Zügen setzte Norbert den Bogen an. Und glockenrein perlten die schwierigen Tonfiguren aus den Saiten. Nicht ein einziges Mal griff er fehl, und kein unreiner oder verschwommener Klang beleidigte das Ohr der Zuhörenden.

Mit einem tiefen Atemzuge ließ er endlich die Geige sinken. Maria aber stand auf und legte ihre Hände auf seine Schultern. In ihren Augen glänzte es feucht, und ein Ausdruck innigen Glücksgefühls war auf ihrem Gesicht.

„Und Sie wollen sich noch dagegen wehren, daß Sie ein Künstler sind? Und Sie wollen Ihr Pfund vergraben?“

„Was sollte ich anderes tun? Ich bin ja viel zu alt, um aus meiner Liebhaberei noch einen Beruf zu machen.“

„Zu alt? Lassen Sie sich nicht auslachen! Es ist ja geradezu eine Sünde, auf dem Kontorbock zu hocken und trockene Zahlen zu schreiben, wenn man so viele Menschen glücklich machen kann.“

„Ja, bedenkst du denn, Maria, was du da von unserem Norbert verlangst,“ mischte sich wieder der Professor ein. „Ist er denn nicht auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden wie Egon?“

„Sage lieber: ein armer Mann wie Egon,“ brach sie beinahe leidenschaftlich aus. „Ich verachte diesen Reichtum, der den Menschen aushöhlt und ihn zu einer jammervollen Marionette macht. Nein, dazu ist mir Walter zu schade. Wer zu Großem geboren ist, der soll auch etwas Großes werden. Ich weiß nicht, ob ein Geiger irdische Schätze sammeln kann, aber ich weiß, daß er auch in der sogenannten Armut tausendmal reicher ist als der erfolgreichste Gründer von Aktiengesellschaften und Konzernen.“

Norbert nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Sie machen mich sehr glücklich, Fräulein Maria,“ sagte er leise.

Sie standen voreinander und sahen sich in die Augen. Langsam röteten sich Marias Wangen.

„Ich habe Ihnen meine Meinung gesagt, das ist doch nichts so Besonderes,“ wehrte sie ab. „Aber nun habe ich noch eine Bitte, nein, eine Forderung an Sie. Sie müssen auf dem Feste, das Egon veranstaltet, spielen. Es soll mit einem kleinen Konzert beginnen. Eine erste Sängerin und ein berühmter Klaviervirtuose sind bereits engagiert. Und Sie werden mit Ihrer Violine den Dritten im Bunde machen.“

„Wohin denken Sie? Das ist aus tausend Gründen unmöglich.“

„Nun, ich wäre neugierig, diese tausend Gründe kennenzulernen. Aber bemühen Sie sich nicht, sie einzeln aufzuzählen. Denn ich lasse keinen von ihnen gelten. Ich verlange es einfach von Ihnen.“

„Aber bedenken Sie doch: in meiner Stellung! Bin ich in der Gesellschaft Ihres Bruders nicht ohnedies nur eine gnädig geduldete Persönlichkeit? Und dann — neben solchen musikalischen Größen?“

„Was das betrifft, so übernehme ich die Verantwortung dafür, daß Sie in Ehren neben ihnen bestehen werden. Und Ihr angebliches Geduldetsein — ich will Ihnen etwas sagen, Walter: gerade, weil vielleicht etwas daran ist, müssen Sie es tun."

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Maria! In solchen Fällen, wenn man überhaupt kommt, hält man sich doch so bescheiden als möglich im Hintergrunde."

„Nein, und abermals nein! Unter den Leuten, die hier zusammenkommen werden, ist nicht einer, vor dem Sie zurückstehen müßten. Und darum sollen Sie es nicht dulden, daß man auf Sie herabsieht. Sie sollen beweisen, daß Sie mehr sind als alle diese aufgeblasenen Geldmenschen. Um meinetwillen — mir zuliebe müssen Sie es."

„Sie bringen mich in die peinlichste Verlegenheit. Was täte ich nicht Ihnen zuliebe! Aber Sie vergessen, was alles der Erfüllung Ihres Wunsches entgegensteht. Vor allem würde Ihr Bruder auf keinen Fall damit einverstanden sein."

„Das ist meine Sorge. Ich nehme es auf mich, sein Einverständnis zu erlangen. Denn ich werde ihm ebenso bestimmt erklären, wie ich es jetzt Ihnen erkläre, daß ich nicht auf dem Fest erscheine, wenn Sie nicht spielen."

„Oh, das dürfen Sie nicht. So viel ist doch wirklich nicht daran gelegen."

„Mir aber liegt so viel daran, das muß Ihnen genügen. Ich kann sehr eigensinnig sein, Walter."

Er schwieg, denn er wußte ihr nichts mehr entgegenzuhalten. Da legte sie lächelnd die Hand auf seinen Arm.

„Wird es Ihnen denn wirklich so schwer, mir diesen Freundschaftsdienst zu erweisen? Soweit ich mich erinnere, haben Sie mir früher nie etwas abgeschlagen, um das ich Sie gebeten."

Er hob den Kopf, und indem er sie fest ansah, sagte er im Ton der Entschlossenheit: „Ich schlage Ihnen auch das nicht ab, Maria! Befehlen Sie über mich! Ich tue alles, was Sie mir vorschreiben."

„Ich wußte es. Und nun lassen Sie uns gleich das Konzertstück probieren, das Sie spielen sollen. Denn ich werde Sie begleiten."

Sie neigten sich über die auf dem Flügel gehäuften Noten, um ihre Wahl zu treffen. Der Professor aber, der ihre Unterhaltung schweigend angehört hatte, saß mit einem zufriedenen Lächeln da. Er war offenbar sehr stolz auf seine tapfere Tochter.

So kurz auch immer die Zeit war, in der sie miteinander verkehrten, so herzlich hatte sich doch die Freundschaft zwischen Magda Mühlbeck und Maria Stellbrinck gestaltet. Sie waren täglich beisammen, und noch hatte nicht der leiseste Mißton ihre Beziehungen getrübt. Seltsam war nur, daß Egons Name fast nie zwischen ihnen genannt wurde, und daß Magda stets sehr flüchtig darüber hinwegging, wenn es doch einmal geschah. An dem heutigen Vormittag hatte Maria die Freundin weniger heiter gefunden als gewöhnlich. Sie war von der alten Liebenswürdigkeit, und die Umarmung, mit der sie die Besucherin begrüßt hatte, war vielleicht sogar ungewöhnlich warm und herzlich gewesen, aber es lag ein seltener Ernst auf ihrem Gesicht, und sie plauderte nicht so lebhaft wie sonst von den kleinen Alltäglichkeiten, mit denen sie in der Regel ihr Gespräch begannen.

Plötzlich fragte Magda: „Wenn du einmal vor die Frage gestellt würdest, dich zu verheiraten, Maria, würdest du deine Wahl dann ganz frei und nach eigenem Ermessen treffen können?"

Fest und entschieden kam die Erwiderung.

„Das hoffe ich. Ich denke ja nicht daran. Aber wenn mein Herz mich zu einem Manne hinzöge, mein Vater würde gewiß keinen Widerspruch erheben.“

„Dann bist du zu beneiden.“

„Würde es dir denn anders ergehen? Würde man dich etwa zu einem ungeliebten Manne zwingen?“

„Zwingen? O nein! Wenigstens nicht durch gewaltsame Mittel. Höchstens würde man einen sanften moralischen Druck auf mich ausüben, indem man mir so lange die vortrefflichen Eigenschaften eines Mannes schilderte, bis ich endlich müde wäre, das ewige Loblied zu hören, und ihn lieber heiratete.“

Maria lachte.

„Nun, wenn es nichts Schlimmeres ist als das —“

„Es ist gar nicht so spaßhaft, wie du denkst. Besonders, wenn auch der andere Fetisch dabei beständig eine Rolle spielt.“

„Der andere Fetisch? Was ist denn das?“

„Das ist: die gute Familie! Oh, du ahnst nicht, was sie in unseren Kreisen bedeutet.“

„Danach fragt man wohl überall.“

„Aber sie hat in unserer alten, ehrenwerten Kaufmannssippe ihre ganz besondere Bedeutung. Von guter Familie ist man bei uns nur, wenn man derselben eng umgrenzten Gesellschaftsschicht angehört wie wir, wenn man dieselben Lebensanschauungen hat und vor allem, wenn die Vermögensverhältnisse die gleichen sind. Herzensbündnisse, die über diesen Kreis hinausgehen, sind strengstens verpönt.“

„Es werden auch Ausnahmen zulässig sein, Liebste!“

„Ja, es gibt freilich auch bei uns Mädchen, die Mut genug haben, die starren Schranken zu durchbrechen und

ihrer Neigung zu folgen. Aber sie gelten als Abtrünnige und halb Verlorene. Man zieht sich von ihnen zurück und zeigt sie dem heranwachsenden Geschlecht als warnende Beispiele auf. Den Wagemutigen, die ich kenne, ist ihre Kühnheit meist herzlich schlecht bekommen."

„Wenn sie glücklich geworden sind, werden sie nicht allzuviel danach fragen."

„Glücklich! Ja, das ist es. Wo ist das Orakel, das man darum befragen könnte?"

„Wir tragen es in unserer Brust, Magda!"

„Nein, das ist nicht wahr. Keines lügt so oft wie dies. Wo ist denn der Mann, der sich so zeigte, wie er ist? Früher mag das wohl zuweilen der Fall gewesen sein. Aber in unserer glatten Zeit verschwindet alles unter einem undurchdringlichen Firnis. Es war doch etwas Schönes um die Jahrhunderte, da ein Ritter durch außergewöhnliche Taten, durch Heldenhaftigkeit und Todesmut seine Liebe beweisen mußte."

„Die Regel wird das auch damals kaum gewesen sein. Und heute ist es durch unsere kultivierteren Verhältnisse den Bewerbern ja einfach unmöglich gemacht."

„O ich verlange auch gar nicht, daß mein Bewerber mit Riesen und Ungeheuern vom alten Schlage kämpft. Er soll mir nur beweisen, daß er wirklich ein Mann ist, ein groß denkender, warmherziger Mensch. Er soll kein Vorurteil fürchten und soll sich um den Widerspruch der ganzen Welt nicht scheren, wenn es gilt, sein Ziel zu erreichen. Um eines solchen Mannes willen könnte vielleicht auch ich den Zorn meiner Sippe herausfordern und könnte ihre verzopften Gesetze lachend mißachten. Aber kannst du ihn mir nennen?"

Ihre Augen waren mit einer gewissen Spannung auf Maria gerichtet. Und der ging es durch den Sinn, daß

es nun wohl eigentlich ihre schwesterliche Pflicht sei, von Egon zu sprechen. Denn günstiger konnte sich die Gelegenheit, für ihn einzutreten, gar nicht bieten. Sie hatte sogar die unbestimmte Empfindung, daß Magda etwas Derartiges von ihr erwartete. Aber ihr Wahrhaftigkeitssinn lehnte sich dagegen auf. Nein, sie konnte ihren Bruder nicht guten Gewissens als den Mann bezeichnen, der Magda Mühlbecks Ideal entsprach. Er war nicht warmherzig und großdenkend. Er war ein Blender, und die Firnisschicht, die seinen wahren Charakter verdeckte, war bei ihm vielleicht noch dicker als bei den anderen.

„Nein," sagte sie, „das kann ich freilich nicht."

Magda ließ ein leises, etwas gezwungen klingendes Lachen vernehmen.

„Nun — siehst du? Er wird auch schwerlich so leicht zu finden sein. Da werde ich mich eines Tages doch wohl entschließen müssen, den Mann zu nehmen, der meinem Vater gefällt. Den ehrenfesten Kaufmann aus guter Familie, der mich zart und rücksichtsvoll behandeln und mich mit Wissen und Willen gewiß nicht unglücklich machen wird. Ob es das Glück ist, das ich an seiner Seite finde, was kommt es schließlich darauf an? Warum sollte ich es besser haben als tausend andere!"

Sie brach das Gespräch ab, und sie plauderten noch eine Weile von anderen Dingen, auch von der bevorstehenden Gesellschaft bei Egon, zu der ihr Vater nun wirklich die Einladung angenommen hatte, mit Rücksicht auf Maria, wie er seiner Tochter gesagt, da er das junge Mädchen sehr hochschätzte.

„Es wird ja, wie ich höre, ein sehr hübscher Abend werden," sagte Magda, „denn der berühmte Rasumoff, für den ganz Berlin schwärmt, soll am Flügel erscheinen,

und die Herlossohn wird singen. Das sind Genüsse, die das Fest allein schon zu einem Ereignis machen."

„Ja. Und ich kann dir sogar noch eine weitere Überraschung versprechen. Einen Geiger, der Aufsehen machen wird, obwohl er zum ersten Male vor die Öffentlichkeit tritt. Er ist meine Entdeckung, auf die ich nicht wenig stolz bin."

„Wenn du ihn entdeckt hast, ist er sicherlich ein Phänomen. Nimm dich nur in acht. Musiker sind gefährliche Leute."

Maria wurde ein wenig rot.

„Er ist ein Jugendfreund. Auch von Egon. Nun, du wirst ihn ja sehen und hören." —

Als Egon heute bei Tisch erschien, war er in besonders guter Laune.

„Mir ist ein besonders glücklicher Coup gelungen. Ich habe ein Hüttenwerk gekauft, auf das die Firma Hagen und Hollweg schon lange spekulierte, weil es einem ihnen gehörigen unmittelbar benachbart ist und zu seiner Erweiterung dienen sollte. Es liegt nahe bei dem Luftkurort Tiefenbrunn, und die Erwerbung wird auch für euch ihre Annehmlichkeiten haben. Denn die Villa des bisherigen Besitzers ist sehr schön gelegen, und sie wird einen prächtigen Sommeraufenthalt für euch abgeben."

Und er schilderte in lebhaften Farben die Reize des Häuschens, das zwar nur klein, aber für ihre Bedürfnisse wie geschaffen sei.

„Es steht augenblicklich leer", fügte er hinzu, „und wird von einem alten Ehepaar verwaltet. Aber die Leute sollen sehr brav sein. Und wenn ihr dann noch eure Hanna mitnehmt, werdet ihr aufs beste versorgt sein."

Der Professor zeigte sich sehr erfreut von der Aussicht, und Maria blieb kühl wie immer, wenn ihr Bruder in

vollen Tönen von seinen geschäftlichen Unternehmungen sprach. Als er sich später anschickte aufzustehen, hielt sie ihn noch zurück, um ihm von ihrer an Walter Norbert gerichteten Aufforderung und seiner Zusage zu erzählen. Egon machte ein geradezu entsetztes Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Was für ein abenteuerlicher Gedanke ist das, Maria! Ihr mögt mit Norbert musizieren, soviel ihr wollt. Aber auf meiner Gesellschaft —! Davon kann gar keine Rede sein."

„Und weshalb nicht?"

„Ich lasse es mich ein kleines Vermögen kosten, um die ersten Künstler zu gewinnen, die sich augenblicklich in Berlin auftreiben lassen, wie könnte ich meinen Gästen neben ihnen einen Dilettanten vorsetzen?"

„Walter ist kein Dilettant. Er kann sich neben jedem andern hören lassen."

„Es mag ja sein. Ich will nicht widersprechen, denn ich bin kein Musikkenner. Aber das ändert nichts an der Sache. Und wenn er spielte wie ein Gott, für meine Freunde ist und bleibt er eben mein Angestellter. Und es wäre einfach unschicklich, ihn wie ein Wundertier zu präsentieren."

„Es ist nun schon das zweitemal, daß du von ihm in wegwerfendem Tone als von deinem Angestellten sprichst. Ich finde auch das unschicklich. Denn er ist doch in erster Linie der Freund deiner Jugend."

„Das hat nichts mit seinen gegenwärtigen Beziehungen zu mir zu schaffen. Als Kaufmann kenne ich überhaupt keine Freundschaften. Von dem Augenblick an, wo ich ihn in meine Dienste nahm, spielte die alte Freundschaft keine Rolle mehr."

„Verzeih, wenn ich für diese sonderbare Kaufmanns-

moral nicht das rechte Verständnis habe. Aber das ist auch einerlei. Damit, daß du Walter zu deinem Feste geladen hast, ist er für einen Abend dein Gast und jedenfalls völlig gleichwertig mit jedem anderen Besucher."

„Darüber will ich mit dir nicht streiten, liebe Maria, denn es gibt in der Tat gewisse Dinge, für die du nicht das richtige Verständnis hast. Die Hauptsache ist, daß er nicht spielen wird. Wie ich ihn kenne, wird er die Unmöglichkeit auch selbst einsehen."

„Ist das dein letztes Wort in dieser Sache?"

„Selbstverständlich! Darüber gibt es wirklich keine weitere Diskussion."

„Gut. Aber du wirst entschuldigen, wenn unter diesen Umständen auch ich deinem Feste fernbleibe."

„Ach, das ist nicht dein Ernst."

„Doch. Ich bin fest dazu entschlossen."

„So weit also geht dein Interesse für Herrn Walter Norbert?"

„Es handelt sich jetzt gar nicht mehr um ihn, sondern darum, daß ich mich nicht dazu hergebe, deinen Hochmut zu unterstützen."

Egons Gesicht verzog sich zu einem wütenden Ausdruck. Aber er beherrschte sich, und es klang fast freundlich, als er erwiderte: „Mit Frauen ist über gewisse Dinge schwer zu reden. Jedenfalls nimmst du diese Ablehnung viel wichtiger, als Norbert selbst sie nehmen wird. Ich werde mit ihm reden, und die Sache wird sehr rasch in Ordnung sein."

„Es steht dir frei, was du tun willst. An meiner Erklärung wird dadurch nichts geändert."

„Nun sprich doch auch ein Wort, Vater!" wandte sich Egon an den Professor. „Mache Maria klar, daß sie mich mit ihrem Eigensinn in die scheußlichste Verlegenheit

bringt. Ohne sie wäre die Gesellschaft überhaupt unmöglich."

Ruhig und begütigend sagte der Blinde: „Ich denke, es wäre in deine Hand gegeben, die Angelegenheit so zu ordnen, wie es für alle Beteiligten das richtigste und würdigste ist. Ich habe Herrn Norbert spielen hören, und auch ich bin der Meinung, daß du mit seinem Vortrag nur Ehre einlegen kannst. Laß ihn also ruhig auftreten. Nach den Gästen, die etwa daran Anstoß nehmen könnten, brauchst du nicht zu fragen. Außerdem hat Norbert Marias Wort, und das müßte für dich ausschlaggebend sein."

Egon bestand einen letzten Kampf, aber da er auch bei seinem Vater die erwartete Unterstützung nicht gefunden hatte, sah er ein, daß nichts mehr auszurichten war. Ärgerlich stand er auf.

„Nun, da ihr es denn durchaus so haben wollt, mag es meinetwegen geschehen. Die Freude an der Sache aber habt ihr mir damit gründlich verdorben."

„Und du wirst nicht mit Walter sprechen — wirst keinen Versuch machen, ihn zur Zurücknahme seiner Zusage zu bewegen?"

„In Gottes Namen auch das! Aber die Folgen kommen auf dich."

Stürmischer, enthusiastischer, sich immer wieder erneuernder Beifall hatte dem Pianisten Rasumoff für seinen meisterlichen Vortrag gelohnt. Der Künstler, dem man seine russische Abstammung auf den ersten Blick ansah, verbeugte sich lässig. Er gab sich kaum Mühe zu verbergen, wie wenig ihm im Grunde an dem Applaus dieses Publikums gelegen war, dessen weiblicher Teil in den kostbarsten Toiletten prangte und mit Juwelen über-

laden war, dessen männliche Hälfte aber so nüchtern als möglich aussah und mit gelangweilten Mienen dreinschaute. Aber auch die Herren klatschten wütend, während die Damen den gefeierten Modevirtuosen umdrängten und ihn mit Bitten um ein Autogramm bestürmten.

„Ich bedaure unendlich, meine Herrschaften," sagte er mit etwas impertinentem Lächeln. „Aber Sie haben ja in den Zeitungen lesen können, daß ich der Sohn eines Hausierers bin. Ich habe wirklich niemals schreiben gelernt."

Man wußte natürlich, daß das eine Lüge war; im Munde des berühmten Mannes aber fand man sie höchst originell und reizend, und es fiel keiner seiner Verehrerinnen ein, ihm deshalb zu zürnen. Es gab eine kleine Pause, während deren von tadellos befrackten Lohndienern Erfrischungen gereicht wurden. Dann trat Stille ein, denn ein anderer hatte das Konzertpodium betreten, ein schlanker, ernst blickender Mann mit einer Violine im Arm.

„Wer ist das?" ging ein Gewisper durch die Reihen, aber keine der Damen wußte ihrer Nachbarin Antwort darauf zu geben. Nur unter den Herren, die im Hintergrund des Musiksalons Aufstellung genommen hatten, wurde geflüstert: „Das ist ja Norbert, Stellbrincks Prokurist," und manches leichte Kopfschütteln gab Kunde von dem Befremden, das sein Erscheinen an dieser Stelle hervorrief. Kaum geringer war sichtlich die Verwunderung darüber, daß die Schwester des Hausherrn sich an den Flügel setzte, um die Begleitung zu übernehmen. Allgemein bemerkt wurde auch der Blick, den sie dem Geiger zuwarf, ehe sie in die Tasten griff, und das liebenswürdige, ermutigende Lächeln, das diesen Blick begleitete. Man lauschte neugierig, denn auf irgend eine Über-

raschung mußte es doch wohl abgesehen sein. Und sie kam in der Tat. Denn auf etwas Derartiges war man nicht vorbereitet gewesen. Das war ja eine Virtuosenleistung ersten Ranges. Das Instrument jauchzte und jubilierte, es schluchzte und weinte unter dem Bogen des Spielenden, wunderbar süße und weiche Töne entquollen den Saiten, und mit verhaltenem Atem schlürften selbst die blasiertesten unter den Anwesenden den seltenen Genuß.

Zögernd erst setzte nach der Beendigung des Stückes der Beifall ein, rasch aber schwoll er mächtig an, und er wurde geradezu ungestüm, als man sah, daß der große Pianist Rasumoff auf Norbert zutrat, daß er ihn mit echt slawischer Überschwenglichkeit in seine Arme schloß und ihn auf den Mund küßte. Nun war die Künstlereigenschaft des Violinspielers freilich beglaubigt, und man hatte die Genugtuung, eine Sensation erlebt zu haben, von der man noch lange würde reden können.

Nur die Sängerin Herlossohn, die durch die halb geöffnete Tür eines Nebenzimmers alles gehört und gesehen hatte, war wütend.

„Wozu soll ich jetzt noch singen?" sagte sie zu ihrer Gesellschafterin, die immer bis zum Augenblick des Auftretens bei ihr sein mußte. „Wenn man mir durch solche Paradestücke die Aufmerksamkeit des Publikums wegnimmt —"

Aber sie entschloß sich dann doch hinauszugehen. Und sie hatte keinen Anlaß, sich zu beklagen. Man applaudierte ihr kaum minder lebhaft als ihren Vorgängern, und jedermann war von dem Konzert bei Egon Stellbrinck hoch befriedigt.

Rasumoff aber hatte sich des jungen Geigers bemächtigt und ihn in einen der benachbarten Räume gezogen.

„Sie sind ein Genie," rief er, den Arm vertraulich um

seine Schulter legend, „und Sie müssen mein Freund werden. Ihre Technik läßt ja noch manches zu wünschen, aber Sie haben das, was den echten Musikanten ausmacht: Sie haben Verständnis für den Komponisten und tiefes, echtes Gefühl. Weinen hätte ich können bei Ihrem Spiel — geradezu weinen. Und das will bei mir etwas sagen."

„Sie tun mir viel zu viel Ehre an," erwiderte Norbert bescheiden. „Ich bin ja gar nicht Künstler von Beruf, sondern nur ein simpler Kaufmann, der sich schwer genug zu dem heutigen Wagnis entschlossen hat."

„Aber Sie werden ein Künstler sein. Dafür will ich sorgen. In einem halben Jahre werden Sie Ihr erstes Konzert geben. Und man wird Ihnen zujubeln. Morgen müssen Sie mich besuchen. Da wollen wir alles besprechen."

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Rasumoff! Aber ich gedenke vorläufig doch auf meinem bisherigen Wege zu bleiben."

„Oh, Sie werden sich's anders überlegen. Darum ist mir nicht bange. Und wenn Sie einen vernünftigen Entschluß gefaßt haben — auf Fedor Rasumoff können Sie immer zählen. — Doch da ist eine Dame, die Sie wahrscheinlich sprechen will. Auf Wiedersehen also, mein lieber Bruder in Apoll!"

Als er sich zurückgezogen hatte, war Maria mit einigen schnellen Schritten an Norberts Seite. Sie war noch blaß von der überstandenen Aufregung, aber ihr schönes Gesicht strahlte vor Freude.

„Was sagen Sie jetzt, Walter? Habe ich recht gehandelt?"

„Ich bin für einige köstliche Augenblicke in Ihrer Schuld, Maria! Und ich werde Ihnen für das Glück

dieser Stunde immer dankbar bleiben. Und doch möchte ich beinahe wünschen, ich hätte sie nicht erlebt."

„Was heißt das? Was wollen Sie damit sagen?"

„Es war ja doch eine große Torheit. Ich habe mich an die Öffentlichkeit gedrängt und habe um einen Beifall geworben, der für mich ohne jeden Wert ist. Denn morgen werde ich wieder an meinem Schreibtisch sitzen und die eingelaufenen Korrespondenzen lesen. Und nach zehn Jahren wird es noch ebenso sein. Aber ich werde es vielleicht mit weniger Gemütsruhe und Zufriedenheit tun als bisher."

„Das hoffe ich. Denn Sie sollen keine ruhige Stunde mehr haben, solange Sie diesem verhaßten Beruf treu bleiben. Es soll Sie mit unwiderstehlicher Gewalt dahin treiben, wo einzig und allein Ihr Platz ist."

„Sie können sich in meiner Begabung täuschen, Fräulein Maria! Was bedeutet der Enthusiasmus einer Festgesellschaft? Ich bin mir meiner Schwächen niemals so klar bewußt gewesen, als während meines heutigen Spiels."

„Ich würde weniger fest an Sie glauben, wenn Sie sich heute schon als Meister fühlten. Aber ich glaube an Ihre künftige Meisterschaft und daran, daß Sie das Höchste erreichen werden."

„Müßte ich, um das zu versuchen, wirklich ein Berufsmusiker sein?"

„Ja, das müßten Sie. Niemand kann zwei Herren dienen, und ich meine, gerade die Kunst fordert die Hingabe des ganzen Menschen."

„Und wenn ich nicht den Mut dazu hätte?"

„Sie sollten sich schämen, so zu sprechen. Fast könnte ich irre an Ihnen werden, Walter."

„Ehe man einen entscheidenden Schritt tut, soll man

wohl auch seine praktischen Folgen bedenken. Und gerade für mich fallen sie recht schwer ins Gewicht. Mein kleines Vermögen würde sicherlich zum größten Teil draufgehen, wenn ich meine musikalische Ausbildung vollendete. Und dann wäre ich allen Unsicherheiten und Gefahren einer Künstlerlaufbahn preisgegeben. Als Kaufmann habe ich mein sicheres Auskommen und gute Aussichten, es sogar mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstand zu bringen. Können Sie mir unter solchen Umständen raten, den ungewissen Weg zu gehen?"

Maria schwieg einen Augenblick. Etwas wie schmerzliche Enttäuschung war auf ihrem Gesicht, und ihre Mundwinkel zogen sich ein wenig herab.

„Es steht mir nicht zu, Ihnen überhaupt einen Rat zu erteilen, Herr Norbert," sagte sie dann in auffallend verändertem, wesentlich kühlerem Ton. „Wahrscheinlich handeln Sie sehr vernünftig, wenn Sie lieber dem Gelde nachjagen als dem Lorbeer. Aber entschuldigen Sie mich. Ich muß mich nun wohl wieder unseren Gästen widmen."

Sie neigte den Kopf und ging. Mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit sah ihr Walter Norbert nach. Wenn sie geahnt hätte, welches seine wahren Beweggründe waren! Mit tausend Freuden würde er ja ihren Wünschen entsprochen und diese widerwärtige kaufmännische Beschäftigung von sich geworfen haben, um nur noch seiner geliebten Kunst zu leben. Hatte er doch nur darum seit Jahren gespart und sich manche Entbehrung auferlegt, um zu diesem Ziel zu gelangen. Aber mit dem Augenblick, da Maria Stellbrinck wieder auf seinem Lebenswege erschienen war, hatten sich seine Zukunftspläne geändert. Die Knabenliebe, die er einst für sie gehegt, war von neuem aufgelebt. Schon während der nächtlichen Autofahrt hatte er tief empfunden, wie mächtig

dies Gefühl in ihm wurde, und der Abend, den er dann im Stellbrinckschen Hause mit ihr zugebracht, hatte ihm die Gewißheit gegeben, daß für ihn kein irdisches Glück mehr denkbar sei ohne sie. Und einzig ihretwegen hatte er seine Künstlerträume begraben. Denn ihre Erfüllung schien ihm gleichbedeutend mit dem Verzicht auf ihren Besitz. Als Violinspieler würde er arm sein — vielleicht auf viele Jahre hinaus, vielleicht auch für immer. Ihr Vater und ihr Bruder würden niemals damit einverstanden sein, sie ihm zum Weibe zu geben. Und er selbst würde auch gar nicht den Mut haben, um sie zu werben. Wenn er dagegen Kaufmann blieb, hatte er Hoffnungen und Möglichkeiten. Er würde es ja nie so weit bringen wie Egon Stellbrinck, aber er traute sich doch die Fähigkeit zu, ein anständiges Vermögen zu erwerben, das ihn eines Tages zu einem annehmbaren Freier machte. Und er klammerte sich an diesen Gedanken mit allen Kräften seiner Seele. Wie er der süßen Lockung in den Worten des russischen Pianisten widerstanden hatte, so war er auch stark geblieben der noch viel süßeren Verführung gegenüber, die in Marias Glauben an seine künstlerische Zukunft lag. Es schnitt ihm ins Herz, daß er sie hatte enttäuschen müssen, daß sie jetzt vielleicht klein von ihm dachte. Aber er durfte ja nicht anders sprechen. Und einst, wenn er ihr gestehen durfte, was ihn dazu getrieben, würde sie ihm verzeihen. Dessen war er gewiß. Denn wenn auch sie ihn liebte — und er war vermessen genug, es zu hoffen —, dann würde ihre Neigung doch in erster Linie dem Menschen und nicht dem Musiker gelten, und sie würde sich damit bescheiden, daß seine Kunst nur dazu diente, das Glück ihrer stillen häuslichen Stunden zu verschönen.

Für heute freilich hatte er sie tief verstimmt, darüber

gab er sich keiner Täuschung hin. Und darum wollte er ihr heute nicht mehr unter die Augen treten. Auch zitterten die empfangenen Eindrücke noch zu lebhaft in seiner Seele nach, als daß er die Banalitäten und das fade Geschwätz dieser Gesellschaft hätte ertragen können. Es verlangte ihn nach Einsamkeit und Stille. Verstohlen bewegte er sich dem Ausgange zu. Durch eine offene Tür warf er noch einen letzten Blick auf Maria, die ruhig und königlich inmitten einer Gruppe von Gästen stand. Dann ging er in die Garderobe und hüllte sich in seinen Mantel. Tief atmete er auf, als ihm die rauhe Luft des Winterabends entgegenschlug. Hatte auch der Abschied, den er von Maria genommen, einen brennenden Stachel in ihm zurückgelassen, er war dennoch mit sich zufrieden, und er schritt seines Weges dahin mit der stolzen Empfindung des Siegers, der einen schweren Kampf glücklich bestanden.

Egon Stellbrincks Gesellschaft verlief in den hergebrachten Formen. Nach einem Abendessen, bei dem Egon die schöne Tochter des Herrn Joachim Mühlbeck zur Tafel geführt und alle seine gesellschaftlichen Talente voll entfaltet hatte, verteilte man sich zunächst in die verschiedenen Räume der Villa, während der Speisesaal zum Tanzen hergerichtet wurde. Der Professor, den Maria zu einem Sessel in dem kleinen blauen Salon geführt hatte, war dort bald der Mittelpunkt einer Anzahl von älteren Herren geworden, die sich an seiner klugen Unterhaltung mehr oder weniger ergötzten. Man behandelte ihn von allen Seiten mit der größten Hochachtung, und namentlich Joachim Mühlbeck wich nicht von seiner Seite. Egon sah mit innigstem Vergnügen, wie gut sich die beiden zu verstehen schienen, und er beglück-

wünschte sich im stillen zu seinem glänzenden Einfall, den Vater und die Schwester nach Berlin zu holen.

Überhaupt war er mit dem bisherigen Verlauf des Abends durchaus zufrieden. Alles schien sich nach seinen Wünschen zu gestalten. Magda Mühlbeck war in der besten Laune und behandelte ihn so liebenswürdig, wie er sich's nur erträumen konnte. Ihre braunen Augen hatten ihm immer wieder ermutigend zugelacht, wenn er bei Tisch sein Glas zu dem ihrigen neigte, und sie hatte ihre Hand nicht zurückgezogen, wenn er sie im Laufe des Gespräches absichtlich berührte. Er freute sich darauf, mit ihr zu tanzen, und erwog bei sich, ob er es wagen dürfe, ihr noch heute seine Erklärung zu machen. Aber das mußte dem Zufall und der günstigen Gelegenheit anheimgegeben bleiben, denn noch immer war er entschlossen, nichts zu überstürzen. Es stand bei der Werbung um Joachim Mühlbecks Tochter zu viel auf dem Spiel, als daß er den Erfolg leichtfertig hätte gefährden dürfen.

Als sie sich einmal von ihrer Umgebung losmachen konnte, trat Maria auf ihn zu.

„Wo ist Norbert?" fragte sie hastig. „Ich habe ihn schon an der Tafel vermißt. Ist er gegangen?"

„Vermutlich! Ich habe mich bis jetzt nicht darum gekümmert."

„Du hast ihn nach dem Konzert nicht mehr gesprochen?"

„Nein."

Maria atmete auf. Sie hatte bis jetzt für Norberts Verschwinden keine andere Erklärung gefunden, als daß ihr Bruder ihn irgendwie gekränkt haben müsse. Nun, da ihr wenigstens diese Sorge vom Herzen genommen war, blieb nur noch die Möglichkeit, daß er sich zurückgezogen habe, weil ihm die Atmosphäre des Festes nicht behagte. Sie verstand das sehr gut, und sie zürnte ihm

darum nicht. Fühlte doch auch sie sich keineswegs wohl inmitten dieser fremden Menschen, die ihr gleichgültig und uninteressant waren und zu deren keinem sie irgend ein Verhältnis zu finden vermochte. Alle ihre Gedanken beschäftigten sich mit Norbert, und ihr Herz hatte für einige Minuten höher geschlagen, als sie mit Rasumoff ein kurzes Gespräch über ihn geführt hatte. Die warmen, begeisterten Worte, die der Russe für sein Spiel gehabt, waren ihr eine köstliche Wohltat gewesen, und sie sehnte inbrünstig das Ende der Veranstaltung herbei, um sich ganz der Erinnerung an Norberts Triumph hingeben zu können.

Der Tanz hatte begonnen, und Magda Mühlbeck zeigte sich als eine ebenso anmutige wie leidenschaftliche Tänzerin. Maria, die sie unausgesetzt beobachtete, war erstaunt über ihr heutiges, fast ausgelassenes Wesen. Sie sprühte geradezu von Lebenslust, und es war unverkennbar, daß sie Egon vor allen anderen Herren bevorzugte. Sollte sie wirklich eine wärmere Empfindung für ihn hegen? Sollte es ihm gelungen sein, ihr Herz zu gewinnen? Maria konnte sich einer Regung des Bedauerns bei diesem Gedanken nicht erwehren. Sie war ihm zu schade für ihren Bruder, diesen kalten, berechnenden, immer auf seinen Vorteil bedachten Menschen, dem sicherlich auch die Liebe nichts war als ein Faktor in dem Exempel, das den Zweck und das Ziel seines Lebens ausmachte. Das Glück, nach dem sie sich sehnte — an seiner Seite würde sie es gewiß nicht finden. Aber sie konnte Magda auch nicht warnen. So weit gingen die Pflichten der Freundschaft nicht, daß sie sich den Absichten Egons geradezu in den Weg stellen durfte. Wenn sie sich von seiner blendenden Außenseite betören ließ, mußte sie die Folgen ihres Irrtums tragen. Es gab keine Möglichkeit, sie vor der Enttäuschung zu bewahren.

Und Magda war in der Tat an diesem Abend wie ausgewechselt. Ein fast bacchantischer Freudentaumel schien über sie gekommen. Sie flog von dem Arm eines Tänzers in den des andern. Oft wurde ihr klingendes Lachen vernehmlich, ihre Wangen glühten, und aus ihren Augen leuchtete es wie ein heißes Verlangen nach Liebe. Egon Stellbrinck war entzückt. Er wagte es, beim Tanzen seine Hand fest auf ihren Rücken zu pressen und sie sekundenlang mit zärtlichem Druck an sich zu ziehen, ehe er sie wieder freigab. Nur das entscheidende Wort, das Geständnis: „Ich liebe dich!" wollte ihm noch nicht über die Lippen. Er war zu sehr an ihre scherzenden Abweisungen gewöhnt, als daß er den Mut dazu gefunden hätte. Der Vorfall mit dem Perlenhalsband lebte noch immer als ein Warnungszeichen in seinem Gedächtnis, und er fürchtete sich davor, daß Magda ihn daran erinnern könnte.

Da sagte sie, als sie einmal nach einem ziemlich wilden Tanze rasch atmend an seiner Seite stand: „Und Ihre kostbaren Porzellane, Herr Stellbrinck? Wissen Sie nicht, daß ich hauptsächlich gekommen war, sie zu sehen? Warum wollen Sie Ihre Schätze so ängstlich vor mir verbergen?"

„Es würde mich glücklich machen, sie Ihnen zeigen zu dürfen. Kann ich Sie in das Kabinett führen?"

„Ja. Ich möchte mich ohnehin ein wenig erholen."

Er bot ihr den Arm und geleitete sie durch einige der festlich erhellten Räume bis zu dem Gemach, in dem seine Sammlung aufgestellt war. Da ließ sie ihre Hand herabgleiten und vertiefte sich mit kurzen Ausrufen der Bewunderung in die Betrachtung der ausgewählt schönen Stücke. Sie waren allein und hatten im Augenblick wohl keine Überraschung zu fürchten. Die Gesellschaft des

schönen, verführerisch geschmückten Mädchens wirkte berauschend auf Egons Sinne. In diesem Augenblick glaubte er wirklich, sie tiefer und leidenschaftlicher zu lieben als alle die Frauen, in deren Armen er bisher das Glück gesucht hatte, und seine vorsichtigen Bedenklichkeiten schwanden dahin. Er trat neben sie und legte seinen Arm um ihren schlanken Leib.

„Darf ich Ihnen diese Nichtigkeiten zu Füßen legen, Magda — dies und alles, was ich besitze?"

Sie wandte ein wenig den Kopf und sah ihm voll ins Gesicht.

„Fragen Sie mich das im Ernst?"

„Wie können Sie daran zweifeln? — Ich liebe Sie, Magda — liebe Sie mit aller Glut meines Herzens."

Er wollte sie an sich reißen, aber sie machte sich frei.

„Darf man Ihnen denn glauben? Haben Sie das nicht schon unzähligen Frauen gesagt?"

„Torheiten und Tändeleien! Ich habe noch nie eine Frau geliebt, wie ich Sie liebe."

„Wohl! Ich will nicht weitersprechen. Würden Sie bereit sein, eine Probe zu bestehen?"

„Jede, wenn mir als Preis die süßeste aller Belohnungen winkt."

„So wiederholen Sie nach drei Monaten Ihre Frage. Dann sollen Sie meine Antwort erhalten."

Er war betroffen und tief enttäuscht.

„Drei Monate? Das ist ja eine Ewigkeit. Nein, so grausam können Sie nicht sein."

„Es ist eine Bedingung, von der ich nicht abgehen werde. Ich habe meine Gründe, mich nicht früher zu entscheiden."

„Und in der Zwischenzeit wird ein anderer um Ihre Hand anhalten. Ich weiß, mit welchen Absichten sich

Herr Hagen trägt. Und ich fürchte, Ihr Vater ist sehr geneigt, ihm den Vorzug zu geben. Soll ich untätig zusehen, wie er alles aufbietet, um zum Ziel zu gelangen?"

„Es mag sein, daß Sie richtig vermuten. Aber das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Ich werde in diesen drei Monaten Herrn Hagen mein Jawort nicht geben. Ihm nicht und auch keinem andern."

„So sprechen Sie wenigstens ein Wort, Magda, das mich ermutigen kann, diese endlose, unbarmherzige Prüfungszeit zu überstehen. Sagen Sie mir, daß Sie mir gut sind."

„Ja, ich bin Ihnen gut."

Wieder versuchte er, sie stürmisch zu umschlingen, doch wieder wußte sie sich ihm zu entziehen.

„Lassen Sie mich ausreden. Ich bin Ihnen gut, aber ich liebe Sie heute noch nicht so, wie ich den Mann lieben will, dem ich mich zu eigen gebe. Ich stelle große Anforderungen, Herr Stellbrinck!"

„Und wie soll ich sie erfüllen? Was muß ich tun, damit Sie es lernen, mich so zu lieben?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht kommt es auch, ohne daß Sie sich besondere Mühe geben. Erzwingen läßt es sich wohl nicht."

Noch einmal versuchte er es mit seiner feurigen Überredungskunst.

„Ich verstehe Sie ja. Sie sind der Meinung, mich noch nicht genau genug zu kennen. Aber sehen Sie denn nicht, daß Sie nie dahin gelangen werden, wenn wir unseren Verkehr auf die bisherige Art fortsetzen? Geben Sie mir das Recht, bei Ihrem Vater um Sie anzuhalten. Lassen Sie mich als Ihren Verlobten in Ihrem Hause aus und ein gehen. Und ich schwöre Ihnen, daß ich kein Geheimnis vor Ihnen haben, daß ich Ihnen alle Seiten meines

Wesens enthüllen will. Sie werden ja auch dann noch die Herrin Ihrer endgültigen Entschlüsse bleiben — Sie werden —"

„Nein — nein," fiel sie ihm ins Wort. „Ich kann nichts zurücknehmen von dem, was ich gesagt habe. Und Sie dürfen auch nicht mit meinem Vater sprechen. Glauben Sie mir, es wäre nicht gut für die Erfüllung Ihrer Wünsche. Lassen Sie uns als gute Freunde nebeneinander hergehen wie bisher. Nur unter dieser Bedingung habe ich Ihnen meine Zusage gegeben."

„Sie sind mitleidlos, Magda! Ahnen Sie denn nicht, wie schwer mir die Prüfungszeit fallen wird, zu der Sie mich verdammen?"

„Sie werden Sie überstehen, daran zweifle ich nicht. Und nun führen Sie mich, bitte, zu der Gesellschaft zurück! Ich unterhalte mich so gut auf Ihrem Feste, daß ich das Vergnügen bis zum Ende genießen möchte."

Egon erkannte, daß er für den Augenblick nicht hoffen dürfe, mehr zu erreichen. Er war gewiß nicht zufrieden mit dem Erfolg seiner Werbung, aber er hegte jetzt doch die Zuversicht, daß Magda ihm schließlich gehören würde, und er traute sich's zu, die von ihr bedungenen drei Monate um ein Erhebliches abzukürzen. So fiel es ihm nicht schwer, seinen Gästen wieder die glückliche und verbindliche Miene zu zeigen, an die sie bei ihm gewöhnt waren, und in mehr als einem Herzen regte sich an diesem Abend der neidvolle Gedanke: „Der Stellbrinck ist doch ein wahrhaftiges Sonntagskind! Unter seinen Händen verwandelt sich alles, was er anfaßt, in lauteres Gold."

(Fortsetzung folgt)

Blühende Steine und fliegende Pflanzen

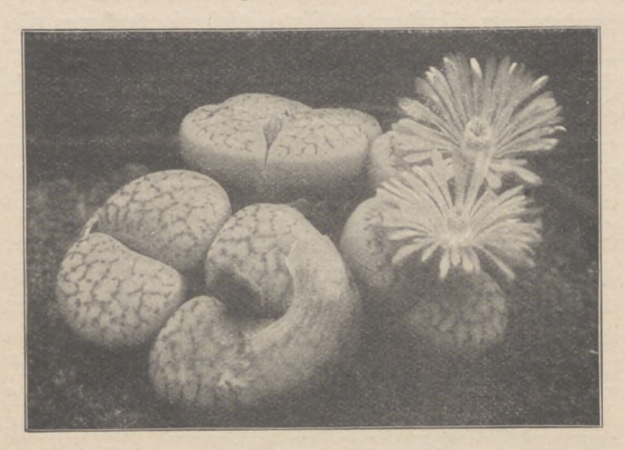
Von Dr. Johannes Bergner / Mit 21 Bildern

Auch in der Tier- und Pflanzenwelt finden sich Maskeraden, doch dient die Täuschung nur dazu, den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Es sind darum meist wehrlose Geschöpfe oder Pflanzen, die mit entlehnter Garderobe ihre Rollen spielen. Indes sind solche „Verkleidungen" im Pflanzenreich nicht so häufig wie in der Tierwelt. Die Pflanzen haben ja Abwehrmittel genug in ihren Dornen, Stacheln oder den Kristallnadeln, wie sie sich in den Blättern des Rhabarbers, des Aronstabes, der Narzisse und noch in vielen anderen finden. Auch der dem Gaumen der Tiere so wenig behagende Filzüberzug, etwa der Königskerze, die Brennhaare der Nesseln, vor allem aber Gifte schrecken viele Pflanzenfresser ab.

Man könnte fragen, was den Tieren überhaupt als Nahrung geblieben wäre, wenn solche Schutzmittel sich in allen Fällen als wirksam erwiesen hätten. Aber so schematisch folgerichtig geht es in der Natur nicht zu. Unsere Ziegen fressen manches Kraut, das anderen Tieren nicht bekäme, ja, sogar schädlich wäre; die Wegschnecken unserer Wälder tun sich an den für andere Geschöpfe gefährlichen Pilzen gütlich, ja, von den Raupen ist bekannt, daß viele sich von giftigen Pflanzen nähren. Es gibt Geschöpfe, die auf bestimmte, sonst von allen Lebewesen gemiedene Pflanzen angewiesen sind, so unter anderen einen kleinen Käfer, der nur auf der Tollkirsche lebt.

Auch Stacheln und Dornen schützen nicht durchaus vor dem Gefressenwerden, denn bekanntlich verzehrt der Esel Disteln als Leckerbissen, und auch die stacheligen Kakteen bleiben in ihrem heißen Heimatlande nicht von Angriffen verschont. Man könnte sagen: „Not kennt kein Gebot,"

denn die von Durst geplagten Tiere zertrümmern mit ihren scharfen Hufen diese pflanzlichen Zisternen, um sich am wasserspeichernden Gewebe der seltsamen Gewächse zu erlaben. Nur wenige andere Pflanzen sind wohl mehr

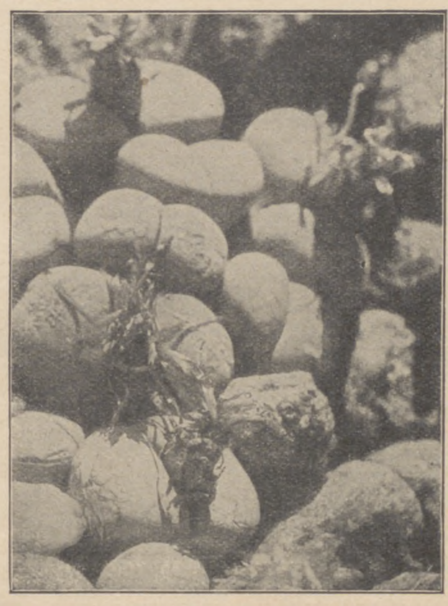


Ein „blühender Stein": Mesembrianthemum pseudotruncatellum Berger, während der Blüte im November. Die bräunlichgrauen Körper werden von zwei Dickblättern gebildet, die wasserspeichernde Gewebe im Innern haben. Ein schmaler Spalt, aus dem die Blüte bricht, trennt diese Blätter. Nur während der etwa zwei Wochen dauernden Blütezeit verrät sich die Pflanze den begierig danach suchenden Pavianen durch die goldgelbe Farbe der Blüten. Zur Zeit der Dürre von Flugsand überstäubt, erinnert nichts mehr an eine Pflanze, sie gleicht dann Kieseln unter Kieselsteinen.

bedroht als die in sonnendurchglühten Einöden vegetierenden Gewächse, denen das wichtige Lebenselement, das Wasser, spärlichst zugemessen ist. In solchen Fällen wäre gewiß der beste Schutz, sich unsichtbar machen zu können wie der Zauberer im Märchen. Es gibt gewisse

Steppenpflanzen, die man Mesembrianthemen oder Mittagsblumen genannt hat, weil ihre prächtigen, goldgelben, roten oder weißen Blütensterne sich erst dem vollen Sonnenlicht erschließen. Die meisten der etwa dreihundert von fünfhundert Arten dieser sonderbaren Gewächse sind in Südafrika heimisch; die merkwürdigsten Formen findet man im Kapland. Dort dehnt sich weithin eine wellige Hochebene ohne Graswuchs mit dünn verteilten Dornbüschen und Sträuchern, die den größten Teil des Jahres hindurch unbewohnbar ist, weil es so gut wie kein Wasser dort gibt. Nur nach der Regenzeit deckt ein grüner Teppich zahlloser Zwiebelgewächse und Knollenpflanzen den durch wolkenbruchartige Regenmassen aufgeweichten Boden, und Tausende von leuchtendbunten Blumen sprießen hervor, die mit balsamischem Duft die warme Luft erfüllen. Zu dieser Zeit kommen von den umliegenden Höhen die wenigen noch lebenden wilden Strauße und ganze Rudel flinker Antilopen in die zu einem Garten umgewandelte Einöde, und Farmer treiben ihre Herden von den Hängen auf die nahrhafte Frühlingstrift. Doch schon nach wenigen Wochen wandelt sich das anmutige Bild. Unter der zunehmenden Glut der Tropensonne versiegen Quellen und Flüsse, ihr Schlammboden wird hart und rissig, und das auf dem Felsgrund lagernde tonige Erdreich strahlt die Hitze wieder, bedeckt von grauer Asche der von der Hitze versengten Pflanzen. Alles Leben scheint erloschen, und doch gibt es dort noch Gewächse, die den Unbilden des Klimas trotzen, die sich sogar dem Späherblick durstiger Paviane, die von ihren Felsenburgen aus weit in die Ebene schweifen, entziehen. Nichts mehr gleicht jetzt an diesen Mittagsblumen einer Pflanze, und man kann sagen: sie sind so überraschend zu Steinen unter Steinen geworden,

daß sogar der geübte Blick des mit der Eigenart der Pflanze wohlvertrauten Forschers sie nicht sofort entdeckt. Die Ähnlichkeit dieser Gewächse mit Steinen ist so vollkommen, daß auch in unseren Gewächshäusern, wo man doch die Mesembrianthemen auf engstem Raum und übersichtlich bei einander sehen kann, oft die Besucher fragen, warum denn hier nur Steine lägen, und wo denn die durch ein Schild mit Namen bezeichnete Pflanze wäre? Wie aber eine jede Täuschung umso wirkungsvoller wird, wenn sie in vielgestaltigen Formen sich zeigt, so ähneln diese Truggestalten bald gelblichgrauen, schwach durchsichtigen Kieseln, bald wieder, je nach der Umgebung, rötlichen Schiefern oder grünlichgrauen Sandsteinbrocken, und zwar nicht nur in der Farbe, sondern auch in der plattenförmigen,



Mesembrianthemum pseudotruncatellum Berger, mit verblühten Blumen und geschlossenen Früchten. Durch Teilung der kieselförmigen Pflanzenkörper hat sich ein förmliches „Steingeröll" gebildet.

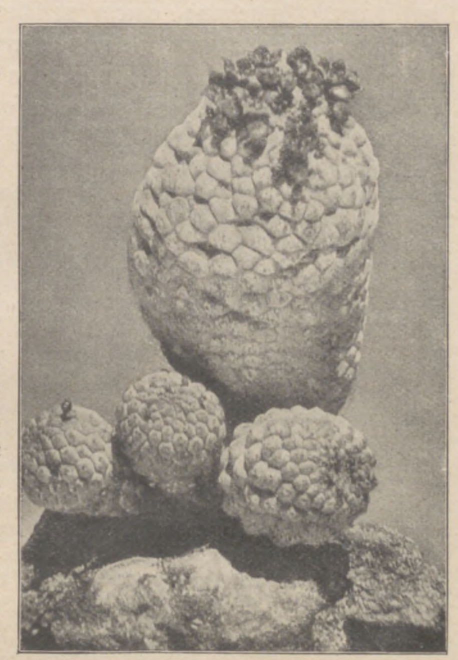
scharfkantigen Gestalt. In zwölfhundert Meter Höhe überm Meeresspiegel gleicht eine andere Art weißem Kalkgeröll, auf dem sie wächst, durch ihre groben Höcker



„Blühende Steine": Mesembrianthemum calcareum zwischen Brocken von Kalkgestein; natürliche Größe. Die im Jahre 1907 von Dr. Marloth im blühenden Zustand entdeckte Pflanze besteht aus dichtgedrängten Blattrosetten, die stumpfe Spitzen haben, die oben rauh und warzig sind. Außen sind die Blätter mit einer weißlichen bis braunen, furchendurchzogenen Kruste bedeckt, die auf Felsen wuchernden Flechten gleicht, so daß die Pflanze vom Gestein nicht mehr zu unterscheiden ist.

und die wie mit weißlichen Flechten überzogene Oberfläche. Sogar lose hingewehter roter Staub wird durch farbige Pusteln nachgeahmt. Auf unserer Abbildung macht es erst die Blüte möglich, diese „Felsbrocken" als Pflanze zu erkennen. Die Blütezeit

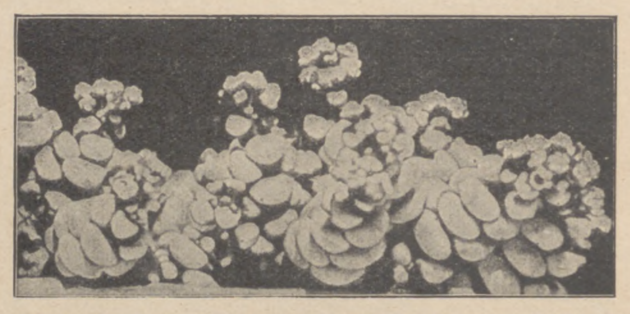
dieser seltsamen Gewächse dauert nicht lange und kommt erst nach der Regenzeit. Dann aber ist mit der eintretenden Dürre auch die Lebensgefahr geschwunden, da es nun allenthalben grünt und blüht.



„Blühende Steine": Trichocaulon Dinteri Berger. Die Pflanze hebt sich von den gleichfarbigen Kalksteinbrocken, zwischen denen sie wächst, so wenig ab, daß sogar der danach suchende Botaniker sie nur in nächster Nähe entdeckt.

Wie aber diese Pflanzen, um dem Gefressenwerden zu entgehen, ihr schützendes trügerisches Aussehen dem Mineralreich entlehnen, so e. scheinen viele Tiere aus dem gleichen Grund in ihrer Gestalt Teilgebilden aus dem Pflanzenreiche zum Verwechseln ähnlich. Vor allem sind es die so leicht verletzlichen, von Vögeln, Kriechtieren und Raubinsekten viel bedrohten Heuschrecken, die auf die mannigfaltigste Art und Weise Pflanzenblätter vortäuschen. Es gibt eine stattliche Stufenfolge solcher Tiere, die wie Blätter aussehen. Mit hochgestellten Flügeln

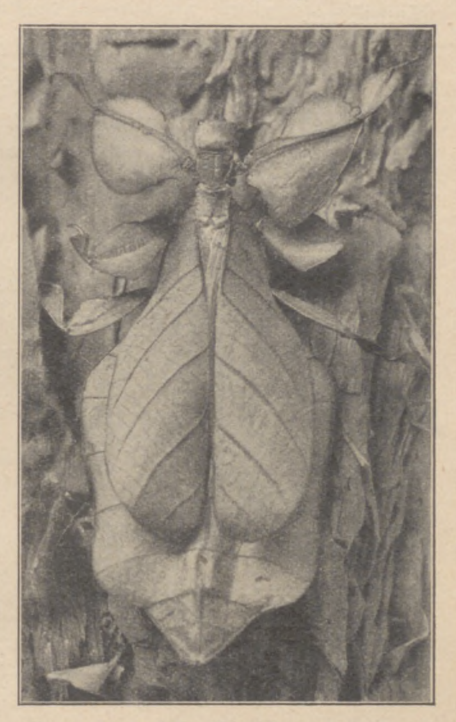
rasten grün oder braun gefärbte Laubheuschrecken gleich Blättern an den Zweigen. Andere gleichen, besonders in natürlicher Umgebung, einem verschrumpften dürren Blatt zum Verwechseln. Selbst Moderflecken oder sonstige Schäden toter Blätter findet man in geradezu verblüffender Naturtreue an diesen absonderlichen Lebewesen. Doch diese Ähnlichkeit ist meist auf die Flügel-



„Blühende Steine": Crassula Kl. Karas Dinteri. Das Pflänzchen soll nach ihrer Entdeckerin, der Frau des Botanikers Dinter, unter kleinen Halbsträuchern schwer zu finden sein. Es ist fast rein weiß und meist zwischen den Blättchen mit hellem Flugsand ausgefüllt.

decken beschränkt; die Unterflügel leuchten häufig in roter Farbe, manche haben auch bunte „Augenflecke", wie wir sie von vielen unserer Falter kennen. Während der Ruhestellung, wenn die Flügel zusammengeklappt sind, werden diese bunten Teile von den unscheinbaren Vorderflügeln überdeckt, so daß die Ähnlichkeit mit einem Blatt überraschend wirkt. Auch eigenartig zerfetzt wirkende Formen von Insekten werden mit ihren lappigen, mitunter flechtenförmigen Anhängen im Blattgewirr von Feinden, die ihnen nachstellen, leicht übersehen. Der trüge-

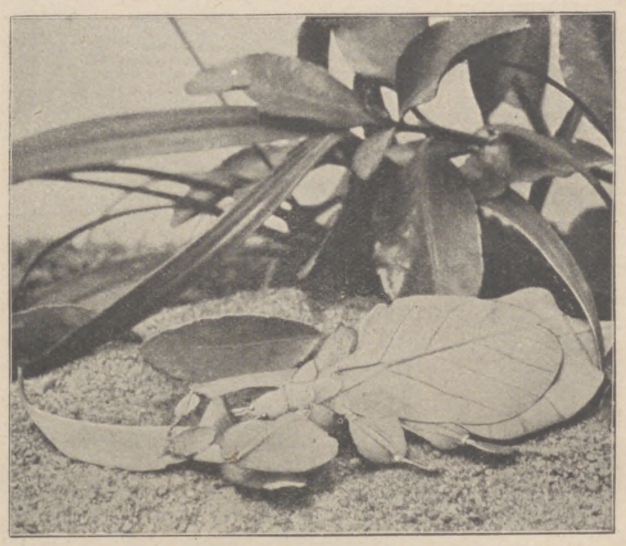
rische Schein bewahrt diese Geschöpfe nicht nur vor mancher Nachstellung, der absonderliche, blattähnliche Deckmantel erleichtert den räuberischen Fangheuschrecken das Beschleichen ihrer Jagdbeute, die sie mit ihren scharfbewehrten Vorderbeinen packen und sogleich zerreißen. Im höchsten Grade überrascht der Anblick des „wandelnden Blattes" der seit Jahrhunderten berühmten indischen Fangheuschrecke. Nicht nur die Flügeldecken dieses Insektes gleichen dem Laub in all seinen Teilen, sogar die Gliedmaßen sind blattartig gestaltet und sehen aus, als ob sie von Heuschrecken benagt wären. Auch in der Farbe spiegeln diese Geschöpfe das Werden und Vergehen eines Blattes verblüffend vor, denn es gibt gelbe, grüne und rotbraune Heuschrecken in allen Farbübergängen. Dazu kommt noch, daß sich das träge Insekt



Das „wandelnde Blatt", 10 cm lang.

überaus langsam fortbewegt, wenn es ein Blatt abgeweidet hat und ein anderes in Angriff nehmen will, so daß nichts die Ähnlichkeit mit einem natürlichen Blatt stören kann.

Diese merkwürdigen und auffallenden Erscheinungen der Tierwelt wurden begreiflicherweise schon im Alter-

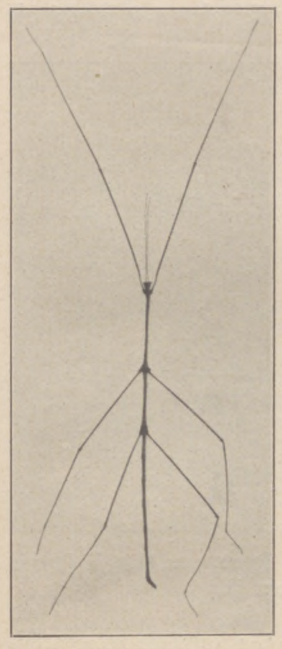


Ein „wandelndes Blatt", das, als Insekt kaum kenntlich, langsam am Boden kriecht.

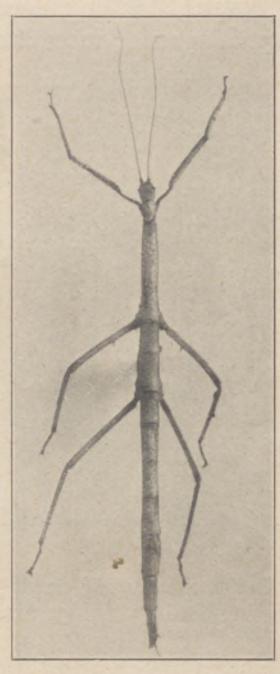
tum beobachtet und erregten das Staunen der Menschen; aber alle Deutungsversuche der Betrachter jener Zeit endeten in Fabeleien. Plinius, der um 79 nach Christus lebte, erwähnt in seiner Naturgeschichte diese „lebendig gewordenen Blätter", und noch im Jahre 1658 schrieb Piso in der Geschichte beider Indien, daß „diese Tierlein sich in zarte, grüne Pflanzen verwandeln, indem sie ihre

Füße fest in die Erde stemmen, worauf sich diese unter dem Einfluß der Bodenfeuchtigkeit bewurzeln".

Die Eingeborenen in Indien behaupten bis auf den heutigen Tag, daß diese sonderbaren Lebewesen zunächst



Indische Gespenstheuschrecke, 20 cm lang.

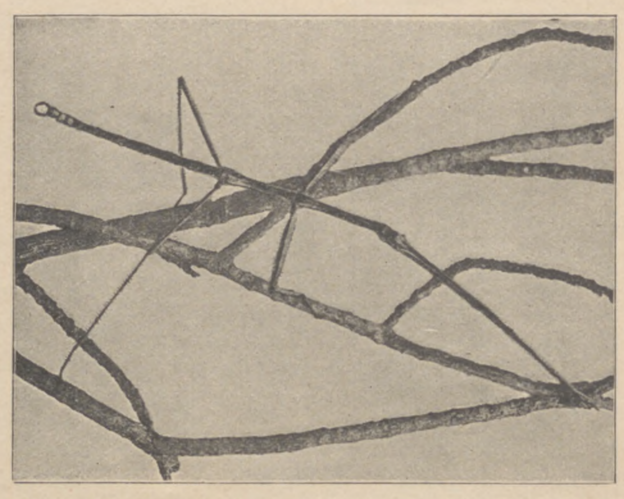


Südamerikanische Stabheuschrecke, 25 cm lang.

als Blätter auf den Bäumen wachsen, dann herabfallen und sich zu fliegenden Insekten umbilden.

Das Gegenstück der blattähnlichen Insekten sind „lebende Äste", geradezu hochgradig abenteuerliche, in den Tropen mitunter riesige Geschöpfe von mehr als einem

Viertelmeter Länge. Ihres skelettartigen Körpers wegen nannte man sie „Gespenstheuschrecken". Sie gleichen in überraschendster Weise grünen oder braunen Zweigen, und diese fast unbegreifliche Ähnlichkeit wird noch dadurch gesteigert, daß sie mit vorgestreckten Vorderbeinen sich der Länge nach einem Stamm anschmiegen, während die



Stabheuschrecke auf einem Zweig sitzend, von dem sie schwer zu unterscheiden ist.

anderen Füße regellos, in einer für Insekten ungewöhnlichen Weise, vom Körper abstehen und so wie dürre Seitentriebe aussehen.

Als dem bedeutenden Insektenkenner Alfred Wallace ein Eingeborener der Philippinen eine solche Stabheuschrecke brachte, wies er sie im ersten Augenblick ab und sagte, daß es diesmal kein Tier, sondern wirklich ein Ästchen sei. So groß war die Ähnlichkeit, die noch gesteigert

wurde, weil sich am Rücken dieses Tieres lappige Auswüchse befanden, die völlig den Lebermoosen glichen, wie sie dort an den Zweigen wachsen.



Fliegende Stabheuschrecke aus Neuguinea, 30 cm lang. Die roten Hinterflügel werden beim Rasten von den grünen, hornigen Deckflügeln und dem ebenso gefärbten Vorderrand der häutigen Hinterflügel bedeckt.

Ihrer schützenden Ähnlichkeit mit der Pflanzenumgebung vertrauend, sitzen diese Geschöpfe, bei drohender Gefahr sich tot stellend, träge auf Büschen oder Bäumen, wo sie sich von Blättern nähren. Mit dieser weitgehenden Anpassung steht vermutlich die Rückbildung der Flügel im Zusammenhang, die bei den Weibchen meist fehlen; die Männchen haben 'oft noch Flügel und schwirren damit von Baum zu Baum. Die meisten aller fliegenden Insekten, vor allem die so viel verfolgten Schmetterlinge, gleichen Blättern, denen ihre Flügel häufig nach Form und Haltung ähneln. Jeder achtsame Naturfreund und Beobachter kennt solche verblüffende Beispiele. Ein aufgescheuchter Falter gaukelt eine Weile mit leuchtendroten Unterflügeln gut sichtbar vor uns her. Man möchte ihn fangen, da ist er mit einem Male verschwunden! Hat man

Glück und ein geübtes Auge, so findet man ihn in nächster Nähe an einem Stamm wieder; seine auffallenden Hinterflügel sind aber nun von den grau, braun und weiß gemusterten Oberflügeln bedeckt, so daß sich beispiels-



Drei blätternachahmende Schmetterlinge, die mit zusammengefalteten Flügeln wie Blätter auf den Zweigen sitzen.

weise das „Rote Ordensband" von der flechtenüberzogenen Rinde nicht mehr sogleich unterscheiden läßt. Während man noch die eigenartige Schutzfärbung bewundert, löst sich ein rissiges wettergebräuntes Borkenstückchen unerwartet los und enteilt als rotbrauner

Schmetterling, der kurz zuvor noch am selben Baum mit hochgeklappten Flügeln rastete. Mit den außen unscheinbar gefärbten Schwingen glich er mit zusammengeklappten oder auch auseinandergebreiteten Flügeln, die mit allerhand Flecken und Strichelchen gezeichnet sind, der Rinde eines Baumes.



Auf einem Ästchen mit zusammengeklappten Flügeln ruhender indischer Blattschmetterling

Die heimische rotbraune „Kupferglucke" sieht in Ruhestellung durch den sonderbaren Schnitt ihrer an den Rändern gekerbten Flügel und die eigenartige Haltung dieser Teile einem Büschel trokkener Eichenblätter zum Verwechseln ähnlich. Die verblüffendsten und zahlreichsten Insekten dieser Art findet man in heißen Ländern, wo die Fülle des Lebens auch die Masse der Feinde vervielfältigt, die jedem Lebewesen das Dasein schwer machen. Betrachtet man unsere Bilder, so wird es verständlich, daß solch ein blattähnliches Insekt in der natürlichen Umgebung sogar dem geübtesten Beobachter als Pflanzenteil erscheinen muß. Stiel, Mittel- und Seitenrippen sind vorhanden, und dunkle Schimmelflecken toter Blätter, ja sogar Tautröpfchen in Form durchsichtiger Flügelstellen

vollenden den täuschenden Eindruck. Vielgestaltig sind diese Formen. Nicht zwei dieser Geschöpfe stimmen im Aussehen überein, denn jede gelbe, graue, braune oder rote Schattierung findet sich an ihnen. Diese Verschiedenheiten entsprechen der Erscheinung des dürren Laubes in seiner wechselnden Tönung. Umso beständiger ist die auffällige Farbenpracht der Innenseiten. Während des starken, raschen Fluges ist das Leben dieser Falter verhältnismäßig weniger bedroht; werden sie verfolgt, so flüchten sie in einen Busch und sind dann von der Umgebung nicht mehr zu unterscheiden, zumal anzunehmen sein dürfte, daß der Verfolger nach einem bunten Falter suchen wird.



Indische Laubheuschrecke, an einem Stiel zwischen zwei Blättern sitzend.

Man könnte glauben, daß derartige Geschöpfe seltene Ausnahmen seien. Allein, dem widerspricht die große Zahl solcher Insekten. Es ist auch nicht anzunehmen, daß es sich nur um „zufällige" Ähnlichkeit lebender Wesen mit Pflanzenteilen handeln kann. Es gibt unter ihnen so eigenartige Rippenzeichnungen, wie einer unserer besten Kenner, Professor August Weismann, hervorhebt,

nur bei Schmetterlingen, die gewohnt sind, zwischen Blättern zu rasten. Von irgendwie bewußt erfolgtem Nachahmen der schutzbedürftigen Wesen kann allerdings keine Rede sein. Auch darf man die schützende Wirkung ihres trügerischen Aussehens nicht überschätzen, denn selbst die scharfsichtigsten Feinde werden sich bei der Nahrungssuche nicht nur vom Auge leiten lassen, so daß vielleicht nur einige wenige der erfolgreichen Nachstellung von Feinden sicher entgehen. Der beste Schutz hilft eben doch nicht in allen Fällen. Es ist aber wohl nicht das Bestreben der Natur, das Einzelwesen zu erhalten, sondern die Art als solche vor dem Untergang zu bewahren.



Ein indischer Waldschmetterling hat sich eben auf einen Ast gesetzt. Während der Ruhe verbirgt er Kopf und Fühler so, daß der dem Zweig angeschmiegte Falter durch Form und Zeichnung seiner außen unscheinbaren Schwingen den Eindruck eines dürren Blattes macht.

Betrachtet man nun nochmals alle Abbildungen, so drängt sich wohl die Frage auf, wie solche Erscheinungen entstehen konnten. Sie bleibt jedoch immer noch offen und ungelöst, denn die Anschauungen und Meinungen der Naturforscher gehen weit auseinander. Die einen



Trugblätter, die sich beide auf ein Ästchen gesetzt haben und von einem Blatt kaum unterscheidbar sind. Links: Feldheuschrecke, 7 cm, rechts: Laubheuschrecke, 11 cm lang.



„Verdorrtes Blatt". Eine in Indien lebende, 10 cm lang werdende Fangheuschrecke. Links: mit ausgebreiteten, rechts: mit geschlossenen Flügeln, einem verrunzelten Blatt gleichend.

folgen bei ihren Erklärungsversuchen dem scheinbar einfachen Darwinschen Gedanken der Auslese, bei dem zufällig auftretende kleine Änderungen, wie sie bei Pflanzen oder Tieren vorkommen, den Ausgang eigenartiger Fortentwicklung gebildet haben. Erwiesen sich diese Änderungen als nützlich, indem sie ihren Träger mehr als seine Artgenossen Verfolgungen entzogen, so blieben sie erhalten, wurden vererbt und steigerten sich in den folgenden Geschlechtern durch schärfere Auslese, da ja nun auch die Feinde im Aufsuchen der

besser geschützten Beute Übung erlangten.

Gegen diese scheinbar so einleuchtende Deutung erhoben sich jedoch gewichtige Stimmen von Forschern, welche darauf hinwiesen, daß anfänglich solche kleinere Unterschiede doch zu geringfügig gewesen wären, ihre Träger vor dem Untergang bewahren zu können. Man ging deshalb auch von dem Gedanken aus, daß unter den Nachkommen normaler Formen plötzlich solche auftraten, die von ihren Eltern erheblich abwichen und sich mit all ihren Eigenarten weiter fortpflanzten. Wenn diese „sprunghaften



„Totes Blatt". In Südamerika heimische, 6 cm lang werdende Fangheuschrecke. Links: von oben, rechts: von der Seite gesehen.



Der riesenhafte Blattträger von Neuguinea, die größte Laubheuschrecke; Flügelspannung über 25 cm. Ein blattartiges Käpselchen bedeckt den Leib und vervollständigt mit den grünen Oberflügeln die Blattähnlichkeit.

Änderungen" sich öfter wiederholt hätten, so könnten schon nach wenigen Zwischenstufen und ohne langsam erfolgende Auslese eigenartige Gestalten sich herausgebildet haben.

Andere Naturforscher legen den Schwerpunkt für die Entstehung solcher Geschöpfe auf den Einfluß der Um-



Indische Fangheuschrecke, die eine Länge von 9 cm erreicht. Das eigenartige Insekt mit dem bizarren Körper gleicht einem zerfetzten Blatt.



Südamerikanische Laubheuschrecke; Flügelspannweite 11 cm. In der Ruhe sind die Hinterflügel so von den Oberflügeln bedeckt, daß sie völlig einem dürren Blatt mit allen seinen Schäden gleichen.

gebung mit ihren wechselnden Licht-, Luft- und Temperaturverhältnissen, die derartige Umwandlungen bewirken sollen, oder sie bestreiten jeden Nutzen solcher Anpassung. Man kann nun über all diese Theorien zwar denken wie man will, muß sich aber darüber klar sein, daß eine Wissenschaft, die auf jeden Erklärungsversuch verzichten wollte, nicht bestehen könnte. Der Wert aller Deutungen kann letzten Endes nur darin bestehen, Meinungskämpfe hervorzurufen, durch die allmählich unser

Naturerkennen schrittweise weitergeführt wird. Fest steht, daß solche Truggestalten nicht zufällige Naturspiele, sondern zweckmäßige Erscheinungen sind, die Pflanzen und Tiere so abänderten und gestalteten, daß sie zu blühenden Steinen und fliegenden Pflanzen geworden sind.

Rösselsprung

ich	welt	um	ei-	ken-	glück-	se-	la-
dern	ne	ne	um	un-	ge	er-	lich
dieser	daß	bis	ich	amt	in	meine	re
selbst-	son-	das	soll	marck	gesetzt	zu	mehr
ich	auf	ge-	bin	das	ver-	schul-	ger
ßen	tun	ge-	wir	hen	ni-	so	sein
nicht	mach-	je	zu	zu	ist	se-	dig-
und	nie-	sind	te	we-	keit	und	um

Zitatenrätsel

Eskimo, Beliebtheit, Diele, Welthandel, Midas, Röntgenstrahlen, Perlenkette, Linde, Zutritt, schwärmen, Zentrum, neunundneunzig, Leonidas, Erde, Habsucht, Nebel, Indien, Hindenburg, Straßenstaub, Zufall, ausziehen.

Jedem der vorstehend angeführten Wörter ist je eine Silbe zu entnehmen. Diese Silben sollen alsdann, in der Reihenfolge der Wörter gelesen, ein Zitat von Schiller ergeben.

– Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Nervenstörungen und seelische Erschütterungen durch Erdbeben

Von Hermann Radestock

Gegenüber den oft ungeheuren Verlusten an Hab und Gut, mehr oder weniger schweren Verwundungen und Todesfällen von Menschen bei Erdbeben sind dadurch veranlaßte innere Störungen und Gesundheitsschädigungen weniger beachtet worden. Sie sind jedoch leider nicht so belanglos. Allerdings ist die Art und Weise, wie die Wirkung auf das Nervenleben und durch dieses auf die inneren Organe vor sich geht, noch nicht genügend erforscht. Erdbeben wirken nach ihrer Stärke und je nach Geschlecht, Alter und Körperbeschaffenheit auf einzelne Personen recht verschieden. Junge Frauen werden meist mehr davon betroffen als Männer; Säuglinge scheinen, ebenso wie gewisse Geisteskranke, Erdbeben überhaupt nicht zu spüren. Wie gewisse Menschen jede bevorstehende Wetteränderung irgendwie in ihrem Organismus spüren, so gibt es nach neueren Untersuchungen von Früh, von Bibra und Tornquist Leute von staunenswerter Empfindlichkeit für kommende Erdbeben; man könnte sie, ähnlich wie manche Tiere, „lebende Erdbebenmeldeapparate" nennen. Früher glaubte man, die Vorgefühle kommender Erdbeben wären entweder wegen der Seltenheit solcher Naturerscheinungen in unseren Breiten erloschen, oder die Bewohner von Ländern, in denen Erdbeben häufig sind, wären abgestumpft für solche Wahrnehmungen; es stellte sich aber heraus, daß sich die Empfindlichkeit durch jedes neue Beben ausnahmlos sogar steigert. So schrieb Middendorf aus Peru: „Je länger man im Lande lebt, umso weniger vermag man sich der Aufregung zu erwehren, die Menschen bei einem Erdbeben ergreift, und die sich

durch heftiges Herzklopfen äußert, auch wenn man seinen Platz nicht verläßt. Leute, die einmal große Erschütterungen erlebt haben, sieht man bei Wiederholungen ganz außer Fassung geraten, auch wenn sie sonst gelassen und keineswegs feig sind."

Ja, es gibt ganze Völker, bei denen sich die Erdbebenempfindlichkeit durch die vielen Erschütterungen ihres Heimatbodens in gesteigertem Maß beobachten ließ. Zu ihnen gehören die Anwohner des von Palästina über das Tote Meer bis tief nach Afrika hineinreichenden, geologischen Erdbruches.

Die Entstehung des sogenannten Vorgefühls hat man sich neuerdings durch die beginnende Auslösung elektrischer Spannungen im Erdboden zu erklären gesucht. Frei werdende elektrische Ströme dringen durch die Haut auf die Nervenenden ein, diese melden die Störung dem Gehirn, das die Wahrnehmung in entsprechend verarbeiteter Weise einer Reihe innerer Organe mitteilt. Welche Zustände sich vor Erdbeben ergeben, dafür bietet Goethe ein Beispiel. Eckermann erzählt von Goethe, daß ihn ein Diener mitten in der Nacht vom 13. November 1823 am offenen Fenster stehen sah, obwohl Goethe nicht an Schlafstörungen litt. Später stellte sich heraus, daß der Dichter das damalige Beben von Messina vorgefühlt hatte.

Schmidt und Wölffing schildern die Wirkung des Vorgefühls beim Erdbeben von Kephalonia am 4. Februar 1867 auf verschiedene Personen. Ein Mann war in der Nacht vor dem Naturereignis vor „innerer Angst" nicht zur Ruhe gekommen; andere fühlten sich in den Gliedern matt, wie zerschlagen, klagten über Benommenheit des Kopfes, empfanden zeitweilig Angst und Beklommenheit. Bei dem gewaltigen Kansubeben vom 16. Dezember

1920 führte ein Beobachter in Peking den leichten Schwindel, der ihn befiel, auf Wärmeausstrahlung und Ausdünstung von Ofengasen zurück, lange bevor die elektrischen Lampen durch ihr Schwanken die Erschütterung merklich werden ließen. Ein Augenzeuge des süddeutschen Bebens vom 16. November 1911 schrieb: „Ich fühlte mich den ganzen Abend wohl, als mich etwa fünf Minuten vor der ersten Erschütterung ein Schwindel befiel. Ich hatte das Gefühl, als wichen die Gegenstände zurück, und mir wurde plötzlich so unwohl, daß ich ins Bett wollte. Da merkte ich, daß ich unsicher auf den Beinen war. In diesem Augenblick folgte die Erschütterung, und nachher war mir, vom Schrecken abgesehen, wieder ganz wohl."

Neben der Wahrnehmung von Schwüle, ähnlich wie vor einem Gewitter, führen einzelne Beobachter auch an, es sei ihnen so vorgekommen, als wären brennende Dünste dem Boden entwichen, und als ob warme Dämpfe in den Körper eingedrungen seien. Diese Erscheinung ist auch durch Erdbebeninstrumente teilweise bestätigt: bei den meisten Beben stieg vor der Erschütterung die Temperatur rasch an. Die Entwicklung von „warmem Dampf" ist noch nicht wissenschaftlich erklärt.

In Schilderungen des großen Erdbebens von Lissabon am 1. November 1755 wurde außer von Kopfweh, Unruhe, Ohnmachten, Herzbeklemmungen und krampfhaften Bewegungen auch von Erbrechen berichtet, „so daß eine Art Seekrankheit zu Land entstand. Eine Stunde vor dem Erdbeben wurden auch die Stärksten von diesem Übelsein befallen".

Die Anführung des Übelseins ist ein Zeichen dafür, daß während des Auftretens von Erdbeben schon der sogenannte Vorstoß, der übrigens bei manchen großen

Beben leicht war, erfolgt sein mußte. Tatsächlich enthalten viele Beschreibungen von Erderschütterungen Schilderungen von Zuständen, die der Seekrankheit bis in Einzelheiten überraschend ähnlich sind. Bei Seekrankheit ist die Ursache stets das gestörte Gleichgewicht unseres Körpers, wobei der gegen Lagenveränderung äußerst feinfühlige Gleichgewichtsapparat in unserm Ohrlabyrinth dem Gehirn durch die Nerven von einer Schwankung oder Erschütterung des Fußbodens Meldung macht.

Der schweizerische Arzt von Salis erlebte das große Beben von Kalabrien in Italien an Ort und Stelle. Er schrieb: „Die Erschütterungen übten fast auf alle Menschen die Wirkung, daß sie Übelkeit und starke Neigung zum Brechen fühlten. Man fand sich dabei so übel, daß man vierundzwanzig Stunden zu nichts tauglich war."

Der Forscher E. Böse, der in Mexiko zahlreiche Beben erlebte, bekundet: „Bei vielen Menschen erzeugt die wellenförmige Bewegung des Bebens ein Übelsein, das vollständig der Seekrankheit gleicht und sogar Erbrechen hervorruft, wenn das Beben einigermaßen lange dauert."

Auch Truppen auf dem Marsch spürten die Störung des Gleichgewichts. So teilte Belar in der „Erdbebenwarte" mit: „Das Pferd des hinter seiner Abteilung reitenden Obersten machte plötzlich einen Sprung nach links, sämtliche Soldaten schwankten ebenfalls nach der linken Straßenseite zu und kamen ganz aus dem Schritt, der Leutnant aber fühlte einen kräftigen Schlag in beiden Knien, so daß er fast umsank. . . . Bei einem leichten Beben in England vom 23. April 1905 neigten sich die Räder von Radfahrern plötzlich nach einer Seite der Landstraße, und zwar so stark, daß ein Fahrer zu Fall kam."

Sogar bei einem schwachen Beben in Süddeutschland vom 20. Juli 1913 trat nach Dr. Wölffing vielfach Übel-

keit und Brechreiz auf, ein Zustand, der nach dem Stoß sofort aufhörte. In einem großen Pensionat wachten bei einem Erdbeben fast alle Knaben mitten in der Nacht auf, und zwar unter allen Anzeichen der Erdbebenkrankheit.

Merkwürdig sind jene Störungen, die nicht als unmittelbare Wirkungen, sondern als nachträgliche Folgen von Erdbeben das Gemüt und seelische Empfinden der Menschen beeinflussen. Der Nervenarzt Dr. E. Bälz, der das große Beben der japanischen Hauptstadt Tokio im Juni 1894 erlebte, schilderte seinen eigenen, höchst sonderbaren Seelenzustand während des Erdbebens ausführlich: „Ich wollte einen Freund besuchen und hatte eben die Haustür geöffnet, als sie mir plötzlich entrissen und wieder zugeschlagen wurde. Schon wollte ich mich darüber entrüsten, als der Boden zu schwanken begann, so daß ich mich wie betrunken fühlte. Steine und Ziegel fielen von den Häusern und Dächern, Menschen stürzten auf die Straße, Pferde scheuten. Eine schwere Gefahr drohte. Mein einziger Trieb war: Nur schnell nach Hause! Aber das war nicht gleich möglich. Während ich wartete, bis das Schwanken des Bodens nachließe, daß ich meinen Wagen besteigen könnte, ging plötzlich eine völlige Veränderung in meinem Innern vor. Alles höhere Gefühlsleben war erloschen, alles Mitgefühl mit anderen, alle Anteilnahme am allgemeinen Unglück, ja selbst das Interesse für die bedrohten Angehörigen und das eigene Leben waren verschwunden. Das alles ging bei völlig klarem Verstand vor sich, ja, mir war, als ob ich leichter, freier und rascher dächte als je. Es war, als sei eine bisher vorhandene Hemmung plötzlich weggenommen. Ich fühlte mich niemand verantwortlich, und betrachtete die schrecklichen Vorgänge wie ein physikalisches Experi-

ment: höchst interessant, jetzt noch zwei bis drei solche Stöße, und alle Häuser stürzen ein und fangen an zu brennen wie im Jahre 1854. Tausende von Menschen werden begraben. Vielleicht kommt auch noch eine Springflut vom Hafen. Mitten in diesem Gedanken verschwand dieser abnorme Zustand ebenso rasch, wie er gekommen war. Als ich zu mir kam, fand ich, daß mein Kutscher an mir zerrte und mich anflehte, doch aus der gefährlichen Nachbarschaft der Häuser wegzugehen. Das Wogen des Bodens hatte sich allmählich bis zu leichtem Zittern abgedämpft, und ich fuhr heim, mich wieder völlig normal fühlend."

Zeitweise völlige Ausschaltung allen Mitgefühls wird bestätigt durch den Bericht eines sonst höchst ehrenwerten Mannes, der zusammen mit einer Familie, bei der er gerade als Besuch weilte, durch das Erdbeben in Lissabon verschüttet wurde. Er schrieb: sie wären von Hunger, aber noch mehr von Durst geplagt worden. Es sei ihm oft in den Sinn gekommen, den Familienvater totzuschlagen und mit dem Blut und Fleisch Durst und Hunger zu stillen. Nur weil ihm das dazu nötige Werkzeug fehlte, habe er seine Absicht wohl nicht ausgeführt.

Zwei andere Fälle vom Lissaboner Beben lassen den Zustand des nahenden und ausgebrochenen Irrsinns erkennen. Ein Diener fand endlich seinen Herrn mit verrenkten Füßen auf der Erde sitzen. Seine Sinne waren so verwirrt, daß er ihn nicht erkannte und sich, ohne zu widerstreben, von den geschäftigen Mönchen die letzte Ölung geben ließ. Ein unverletzt gebliebener Mann hatte einen andern, gleichfalls Unverletzten gerettet und zog ihn am Arm mit sich fort aus dem Gefahrbereich. Plötzlich nahm der nur mit einer Schürze bekleidete Gerettete einen großen Stein und schlug sich damit wie rasend auf

die nackte Brust. Der Retter mußte flüchten, weil der verrückt gewordene Mensch auch ihn mit dem Stein bedrohte.

Dr. Mallet erzählt: „Bei einem anderen Beben erwachte ein junger Mann durch den ersten Stoß, glaubte sich tätlich angegriffen und drückte auf einen inzwischen herbeigeeilten Diener eine Pistole ab. Als die Waffe versagte, griff er zum Dolch, stürzte sich auf seinen Diener, verwundete ihn aber zum Glück nur leicht. In diesem Augenblick kam der junge Mann plötzlich zu sich, erkannte, was er in der Verwirrung getan hatte, und brach in Tränen aus."

Merkwürdig ist, daß Menschen, die sich bei Beginn eines Erdbebens in starker Aufregung befinden, das Beben gar nicht wahrnehmen. Der römische Geschichtschreiber Livius berichtete über die Schlacht am Trasimenischen See, in der die Punier unter Hannibal die Römer besiegten: „Der Waffenkampf wurde so hitzig, die Aufmerksamkeit so ganz auf die Schlacht gespannt, daß jenes Erdbeben, welches in vielen Städten Italiens die Häuser ganzer Straßen niederwarf, reißende Ströme von ihrem Lauf abwandte, das Meer in die Flüsse trieb, Berge durch ungeheuren Einsturz abtrug, von den Fechtenden keiner bemerkte."

Ein anderer römischer Geschichtschreiber, Sueton, bemerkt über den eitlen Kaiser Nero, daß dieser sich gerade als Sänger im Amphitheater zu Neapel produzierte, als ein ungeheurer Erdstoß den Bau so stark erschütterte, daß er kurz darauf einstürzte. Nero habe sich aber nicht abhalten lassen, sein Gesangstück zu Ende zu bringen, offenbar, weil er in seiner Ekstase das Beben gar nicht bemerkt habe.

Wie der Münchner Psychologe Prof. von Hentig an=

gibt, beweisen diese Fälle, daß es sich nicht um eine bloße „Abschirmung der Aufmerksamkeit", auch nicht um bloße Erschütterung des Körpers als Ursache der Ausschaltung sonst gut funktionierender Gefühle handeln könne, sondern um eine noch unerforschte physikalische — wahrscheinlich elektrische — Einwirkung auf die verstärkte Ausscheidungstätigkeit gewisser Drüsen des Körpers.

Der Eindruck, als sei nach dem oben angeführten Bericht von Dr. Bälz „eine bisher vorhandene Hemmung plötzlich weggenommen", weggespült, verstärkt sich, wenn man nun weiter in Betracht zieht, wie verschieden sich Personen nach dem Erdbeben zu ihren Mitmenschen verhalten. Der italienische Gelehrte Spallanzani kam im Jahre 1788 nach Kalabrien, wo seit dem Jahr 1783 die Erde ab und zu immer wieder bebte, wo unter anderem am 10. Mai 1792 über dreißig Erdstöße einander folgten. Spallanzani schreibt: „Man sah gleichzeitig Handlungen väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit, die bis zur völligen Selbstaufopferung gingen, und Züge von Roheit und Brutalität, vor denen man schauderte. Menschen, die unter den Trümmern lagen, wurden halblebend ausgeplündert. Während der Schrecken des Erdbebens zeigte das kalabrische Volk im allgemeinen eine geradezu unglaubliche moralische Verrohung. Bauern kamen in die Stadt, aber nicht um zu helfen, nur um zu plündern."

Ähnliche Züge hatte man beim Beben von Ragusa im April 1667 beobachtet, wo sogar Adlige unter den Trümmern auf Raub ausgingen. Es ist indes gar nicht nötig, so weit zurückzugreifen, denn bei dem südamerikanischen Erdbeben von 1868 in Ekuador ging es nach Kolbergs Beschreibung des Untergangs der Stadt Ibarra noch gräßlicher zu. „Noch nach sechs Tagen hörte man Rufe aus der Tiefe, aber niemand legte Hand an, die Un-

glücklichen zu retten. Man ließ sie sterben. Ein Sohn erschlug seinen alten, in den Trümmern festgeklemmten Vater mit der Axt, um die Erbschaft früher zu erlangen. Ein anderer Sohn, der zufällig in jener Schreckensnacht in Quito zu Besuch war, eilte nach Ibarra, erfuhr dort, daß von seiner Familie noch einige lebend unter den Trümmern steckten, und kehrte nach Quito zurück, denn er wollte nicht in die Verlegenheit kommen, Eltern oder Geschwister retten zu müssen, sonst entging ihm ja die reiche Erbschaft. Andere Erben zogen mit Pfeifen und Trommeln zur Unglückstätte und führten dort wiederholt Freudentänze über den Gräbern der Ihrigen auf. Weiber wußten nicht, ob ihre Männer unter den Trümmern nicht noch am Leben waren, nahmen aber doch am zweiten Tag nach dem Beben schon wieder andere Männer."

In solchen Fällen brachen nach dem Versagen seelischer Hemmungen die niedersten Instinkte hervor. Das darf jedoch nicht als Maßstab für alle Zeiten und Menschen gelten. So schrieb Boussingault gleich nach dem südamerikanischen Beben aus Bogota in Kolumbien am 17. Juni 1826 an Alexander von Humboldt: „Die Bestürzung war allgemein, die einen beteten, die andern beichteten mit lauter Stimme; natürliche Kinder fanden ihre Eltern wieder, von denen sie bis dahin verleugnet worden waren; seit langem gestohlenes Gut wurde zurückgegeben." In einer Schilderung des Bebens von Caracas in Venezuela liest man: „Vor einiger Zeit heirateten hier Tausende von Paaren, die bisher in wilder Ehe gelebt hatten, nach einem heftigen Erdbebenstoß." Die gleiche Erscheinung zeigte sich nach dem jüngsten Beben von San Franzisko und Valparaiso. Sogar im Geschäftsgebaren brachte zuweilen ein Erdbeben den Anlaß zu

moralischen Sinnesänderungen. So erzählte Enock: „Ich traf mit einigen Direktoren einer südamerikanischen Gesellschaft zusammen. Der eine, ein aufgeblasener, dickbäuchiger Geldprotz, suchte mich zu einer Abmachung zu bewegen, die entschieden abzulehnen und die gegen abwesende Kontrahenten unanständig war. Mitten im Verhandeln entstand ein dumpfes, rumpelndes Geräusch, Fenster klirrten, und der Boden zitterte. Es war der erste Stoß eines Bebens, das vielleicht mit dem vor wenigen Tagen in San Franzisko so vernichtend aufgetretenen zusammenhing. Die andern eilten rasch ins Freie, wobei der Dicke seinen Bauch kaum durch die Tür brachte. Ich blieb ruhig sitzen und wartete, bis sie wiederkehrten. Da der Stoß sich nicht wiederholte, kamen sie bald. Merkwürdig! Jetzt war von der zuerst beabsichtigten unsauberen Methode des Vorgehens keine Rede mehr, ja, der Dicke erklärte ausdrücklich eine andere Handlungsweise für ‚vorteilhafter'." Daß die alten Griechen und Römer gute Menschenkenner waren, dafür gibt es viele Zeugnisse. Nach Sueton wurde in Rom und anderwärts in Italien überall sorgfältig darauf geachtet, daß der Prätor, sobald man ein Erdbeben spürte, jede Volksversammlung und öffentliche Gerichtsitzung verbot. Man kannte die Hemmungslosigkeit der Menschen bei derartigen Ereignissen und befürchtete Ausschreitungen der aufgeregten Massen.

Palindrom

Halb ein „Nein" und halb ein „Frager",
Bin ich schwarz, ob dick, ob hager;
Steht der Schwarze auf dem Kopfe
Falle ich niederwärts und tropfe.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mexikanische Volksfeste

Von Walter von Rummel / Mit 6 Bildern

Volksfeste bieten immer und überall dem Reisenden die erwünschteste Gelegenheit, einen ersten Überblick, einen allgemeinen Gesamteindruck von den Menschen eines Landes zu gewinnen. Wer in Mexiko nach Volksfesten Umschau hält, findet dort eine reiche Menge, große und kleine, städtische und ländliche. Wie in den meisten südlichen katholischen Ländern bieten die Tage der wichtigsten Heiligen und vor allem die der Gnadenmadonnen Anlässe, sie zu ehren und zu feiern.

In der Nähe eines Kircheneingangs hat ein abgerissener Bänkelsänger seinen Stand. Mit heiser gewordener Stimme gibt er seine lustigen Weisen zum besten. In der Kirche ist es ernst und still. Auf verwitterten Steinfliesen spielt ein verirrter Sonnenstrahl. Andächtige Beter liegen auf den Knien oder der ganzen Länge nach auf den Boden hingestreckt. Vor und neben dem grellbemalten Madonnenbild brennen hundert buntfarbige, unruhig flackernde Kerzen. Wachsgeruch und Weihrauchduft erfüllen den Raum. Kupferne Münzen und Silbergeld fallen klirrend in die Opferstöcke. Vom Kircheneingang bewegt sich das Volk auf den Knien zum Altare vor, alle in einer Reihe, Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, oft ganze Familien mit zahlreichen Kindern. Vor der Madonnenstatue angelangt, erheben sich die Betenden, nehmen Kopf- oder Taschentuch zur Hand und pressen es lange an das Gnadenbild. Dann wird das Tuch inbrünstig auf Mund, Stirn und Augen gedrückt.

Draußen ist warmes, hellstes Sonnenlicht. Lauter Festjubel überall. Schlechte, verstimmte Grammophone wimmern herzerweichend. Überall sind dicht umlagerte Jahrmarkts- und Schaubuden aufgeschlagen, Butiken,

in denen das schwere, berauschende, aus dem Saft der Agave bereitete billige Getränk ausgeschenkt wird. In andern Ständen werden ausgezeichnete Fruchtsüßigkeiten verkauft. Findet das Fest in der Nähe eines größeren Ortes statt, sind Städter zu erwarten, so bieten braune



Mexikanisches Volksleben: Ein Familienidyll.

Mexikanerjungen den Damen Riesensträuße schneeweißer Gardenien an; Mädchen halten große Erdbeeren, Bananen und Ananas feil.

Dort lockt ein Zelt durch besonders lauten Lärm an; da werden Hahnenkämpfe abgehalten, bei denen leidenschaftlich auf den Sieger gewettet wird. Daneben steht eine kreisrunde, halbverfallene und wackelige Bretterbude, in der Stierkämpfe zu sehen sind.

Je kleiner und ländlicher das Fest ist, desto unblutiger verläuft solch ein Stiergefecht. Man besitzt auf dem Land nicht so viele Stiere und Pferde wie in den großen Städten. Der Pikador reitet deshalb vorsorglich mit langangefaßter Lanze. Der Stier, der die Eisenspitze des



Mexikanische Frauen aus dem Volk beim Wasserholen.

Pikadors schmerzlich im Nacken fühlt, bevor er nahe genug an Reiter und Pferd herangelangt ist, kommt gar nicht dazu, den klapprigen Gaul auf seine Hörner zu nehmen; nach dem ersten fatalen Anprall wendet er sich ab und trottet davon. Allerdings hat man bei dörflichen Stiergefechten nicht immer die allerfeurigsten andalusi=



Sommerliches Leben an einem mexikanischen, am Wasser gelegenen Ausflugsort.

schen Stiere zur Hand, sondern irgend ein kurz vor dem Kampf mit dem Lasso eingefangenes Herdentier. Der Espada ist nicht eigentlich blutdürstig, er braucht seinen Degen nur spielend und tötet den Stier nicht.

Auch andere Reiterspiele kann man bei solchen Volksfesten sehen. Das schönste und farbenbunteste sah ich einmal in Zacatecas, einer Bergwerkstadt, die nördlich der Hauptstadt auf dem Wege nach Texas liegt. Bei dem großen Kloster von Guadalupe fand sie statt, die in der Gegend weitberühmte „Fiesta de los moros“, das Mohrenfest. Große Volksmassen waren von nah und fern zusammengeströmt, Tausende von Bauern, Hirten und Jägern; auch Bergleute der Silberminen waren zahlreich gekommen. Die Gutsbesitzer der Umgebung fuhren mit ihren Familien herbei, immer dichter wurden die Scharen, die aus der Stadt herausdrängten. Das Fest begann, wie immer, mit einer kirchlichen Feier. Nach dem Gottesdienst zog ein Festzug auf mit Maskengepränge und lärmender Musik. Als erste rücken zu Fuß und noch viel mehr zu Pferde die Moros in farbenprächtigen, phantastischen Kostümen an. Die maurische Prinzessin ist tief verschleiert, in blendendes Weiß gekleidet. Sie sitzt stolz und unnahbar auf einem großen erlesenen Schimmel. Gegen die stechende Sonnenhitze schützt sie sich — allerdings nicht ganz stilgemäß — mit einem schwarzen, riesigen Regendach. Hinter den Moros folgen Spanier, größtenteils in mittelalterlichen, schimmernden Ritterrüstungen. In lustigem Marsch wird der weit ausgesteckte Platz umzogen. Zwei Parteien gehen einander gegenüber in Stellung. Herolde sprengen in kurzem Galopp vor, das Spiel beginnt. In schärfster Gangart preschen die feindlichen Reiterzüge gegeneinander vor. Ein wildes, prachtvolles Kampfgedränge flutet im nächsten Augen-

blick über den Platz, Staub wirbelt auf, verdeckt vorübergehend die eine oder andere Gruppe. Die weiße Mohrenprinzessin wird hart von den Spaniern bedrängt, aber, kühn ihr schwarzes Parapluie schwingend, galoppiert sie davon. Einige herrenlos gewordene Pferde jagen in dem



Mexikanische Landleute bei einem Glückspiel im Freien.

von Menschen dicht umstellten Viereck umher, finden aber keinen Ausweg. Reiter, die nicht mehr die volle Herrschaft über ihre Tiere haben, suchen ihrer in groß abgezirkelter Galoppvolte wieder Herr zu werden und sie zu bändigen.

Um ein altes Reiterspiel, das die Spanier von Europa mitgebracht haben, mag es sich hier ursprünglich gehandelt haben. Die Leute von Guadalupe haben das alles

aber längst völlig verdreht. Sie fühlen sich jetzt als die Mauren oder Mohren, die zum Schlusse den unwillkommenen Eindringling, den Spanier, in die Flucht schlagen, verprügeln und davonjagen.

Am freundlichsten von den vielen Festen, die ich in Mexiko sah, steht mir noch mein erstes in Erinnerung. Kurz nach meiner Landung, in der wunderbaren, subtropischen Natur und Umgebung des Landstädtchens Orizaba, kam ich durch einen guten Reisestern zufällig dazu.

Zur Kirche strömten viele Wallfahrer, Beter und reuige Büßer. Vor der Kirche stand ein einziger Baum, aber was für ein Baum! Ein Feuerbaum. Das schwere Gezweige und dichte Grün über und über mit unzähligen brennendroten Blüten übersät. Neben der Kirche, in einem großen, schattigen, üppigen Park, der sich um eine bergwasserklare, kühle und tiefe Lagune breitet, wogten unermeßliche Volksscharen, Tausende und aber Tausende. Ich war wohl der einzige Europäer unter lauter Indianern. Mit einem Schlag sah ich eine neue Welt! Diese ländlichen Indios sind meist in weißes sauberes Leinen gekleidet und tragen den hohen schützenden Strohhut auf den braunen Köpfen. Zwischen diesen reinlich angezogenen Leuten sah ich auch andere, die, nicht gewillt, auf das schöne Fest zu verzichten, um des Körpers Blöße zu decken, rasch entschlossen in einen schmutzigen grauen oder braunen Sackrupfen geschlüpft waren. Ab und zu bemerkte ich grinsende Neger oder Mulatten mit aufgeworfenen Lippen. Das alles schob und drückte sich eng, aber freundlich und verträglich durcheinander. Mitten durch das dichteste Gewühl bahnte sich langsam auf seinem nie ausschlagenden oder beißenden Pferd ein Reiter seinen Weg, ein armer Arriero oder ein stolzer, vermögender Haziendabesitzer.

Mit einem Male war ich, der aufmerksame, stillbeschei-
dene Zuschauer, zum Mittelpunkt des Festes geworden.
Man hatte meinen Kodak entdeckt und hielt mich für
einen Berufsphotographen, der zu der Feier gereist war,
um Geld zu verdienen. Die Mär flog durch das Volk.
Von allen, allen Seiten kamen sie gelaufen, um sich



Junge mexikanische Männer in der Landestracht vor Beginn
eines ihrer beliebten Reiterspiele.

aufnehmen zu lassen, drängten sich so dicht um meinen
Apparat, daß ich sie ständig durch zwei freundliche In-
dios, die mir bereitwilligst beistanden, bald sanfter, bald
gröber aus dem Weg schaffen lassen mußte, sollte es mir
überhaupt gelingen, die eine oder andere Aufnahme zu
machen. Die ersten, die ich photographierte, waren einige
besonders eitle Männer, dann Kinder, die mir von ihren
Müttern auf ein halbes Meter Nähe vor meinen Appa-
rat gehalten wurden. Die Indianersprößlinge wein-

ten, schrien und brüllten mörderisch, weil sie glaubten, ihr letztes Stündlein habe nun geschlagen. Sie hatten wohl schon von einem Schießgewehr, die Gescheiteren vielleicht gar von einer Kanone, alle aber noch nichts von einem photographischen Apparat gehört. Junge Burschen stellten sich vor mir zu theatralisch wirkenden Gruppen zusammen, andere standen bocksteif oder äußerst imposant da. Brautpaare und junge Eheleute kamen; auch greise Männer fanden sich ein. Zuletzt wagten sich, scheu und verschämt lachend, einige Indianermädchen heran, Freunde und Begleiter gaben ihnen mit einem mehr oder weniger sanften Rückenstoß den Ansporn, sich auch aufnehmen zu lassen. Immer mehr Bestellungen erhielt ich, ich kannte mich gar nicht mehr aus. Schreibkundige trugen ihren Namen und Wohnort in mein Notizbuch ein. Die in dieser Kunst nicht geübt waren, ließen das durch gute Freunde besorgen. Neben dem Namen ward jeweils die Zahl der erwünschten Bilder angegeben. Besonders Ehrliche zogen gleich redlich die Börse, wollten mir, um sicher zu sein, daß sie das Bild erhalten würden, eine kleine Anzahlung geben. Ich photographierte weiter und freute mich über den glücklichen Zufall, der mir an einem meiner ersten Reisetage so viele fremdartige Gestalten vor meine Linse führte. Ich sah voraus, wie die schwersten Haufen blanker Silberdollars meine Taschen fast zersprengen würden, ein Besitz, der mir damals geradezu uferlose Zukunftsmöglichkeiten erschlossen hätte.

Aber es kam anders! Ich bekam keinen Cent von dem sauer verdienten Geld, sondern nur eine Riesenrechnung des amerikanischen photographischen Geschäftes, das in der Hauptstadt meine Aufnahmen entwickelte. Dazu ein Schock leerer gelber Blätter. Mein zu Hause teuer gekaufter „Tropenapparat" hatte bei der ersten Probe kläg=



Hahnenkampf, ein in ganz Mexiko beliebter, weitverbreiteter Zeitvertreib.

lich versagt. Es war ein Filmpaketapparat. Die Blätter klebten durch die große Hitze aneinander, ließen Licht ein, und alle Arbeit war umsonst gewesen. In den Tropen nehme man nur Rollfilme; noch besser und sicherer sind Platten. Und ein falsch gewählter Apparat kann über ein Lebensglück entscheiden! Wäre es mir damals nicht so abscheulich gegangen, wer weiß, ob ich nicht heute als wohlhabender Besitzer des ersten photographischen Ateliers in Mexiko, der Hauptstadt, säße und, schwere Gelder einheimsend, vergnügt herumreiste auf allen „mexikanischen Volksfesten".

Füllrätsel

		●		
		●		
		●		
		●		
		●		
		●		
		●		

1. Afrikanisches Säugetier.
2. Teil einer Pflanze.
3. Erholung.
4. Was jeder bei sich trägt.
5. Wild.
6. Fluß in Frankreich.
7. Badeort.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A B E E E E G H H H I L M N N R R R S S T T U U U derart einzutragen, daß die wagrechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben und die mittelste senkrechte Reihe einen bekannten Badeort benennt.

Verschiebrätsel

Rabbiner, Milliarde, Treibeis, Telephon, Gymnasium, Stieglitz, Schottland, Oleander, Ammersee.

Die Wörter sind so zu verschieben, daß in zwei nebeneinander liegenden senkrechten Reihen zwei physikalische Apparate entstehen.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

„Prinz Orloff"

Von A. M. Frey

Der Vorhang der Varietébühne teilte sich, und an der Hand geführt von seinem Herrn betrat Prinz Orloff, der Schimpanse, das Podium. Er schaukelte mit Seemannsschritten bis an die Rampe vor, blickte demütig müde in das Gesicht seines Gebieters, der ihm ein kaum merkliches Zeichen gab, und zog dann folgsam den Zylinderhut. Aber die weißbehandschuhte Affenhand säumte, den Hut wieder aufzusetzen. Prinz Orloff kauerte sich zusammen, starrte in den Zuschauerraum und ließ den Hut zu Boden kollern. Irgend etwas entzog ihn zwingend dem Kreis seiner eingedrillten Kunststückchen. Er starrte angestrengt nach einer Stelle und schmatzte dazu leise, rätselhaft und selbstvergessen.

Sein Herr schüttelte ihn.

Er kam zu sich, stülpte den Zylinder auf glänzend schwarze, gescheitelte Haare und humpelte willig, den Spazierstock in der Rechten, zum Kleiderständer.

Dort stellte er den Stock ab, zog die Handschuhe und dann den Mantel aus mit hastigen Bewegungen. Dabei spähte er wiederholt nach der gleichen Stelle im Zuschauerraum, vergaß sich, knickte zusammen, wurde Tier, prüfte gleich darauf schuldbewußt das Auge seines Gebieters und zerrte weiter an seinen Bekleidungsstücken.

Dann stand er da in Frackanzug und weißer Hemdbrust, die feingegliederten Hinterhände in ungefügen, lästigen Lackschuhen.

Sein Meister gab ihm einen Wink. Prinz Orloff setzte sich vor den Tisch, entkorkte selbständig eine Flasche, aß hastig ein paar Bissen mit einer Gabel, die er fallen ließ, erschrocken wieder aufnahm und mit den Fingern festhielt. Immer wieder schaute er mit den runden schwarzen

Augen unter vorgewölbten Brauenbögen in eine der Logen.

Er hatte seinen Teller geleert, das rot gefärbte Zuckerwasser aus dem Glas geschlürft und zerrte nun aus einem Etui, das er aus der Westentasche fingerte, eine Zigarette, die er anbrannte. Da der Affe nach dem ersten Zug kläglich hüstelte, nahm sein Herr ihm die Zigarette weg, wobei er dachte, daß dies der vierte Abend sei, an dem das kostbare Schaustück durch Rauchen einen Hustenanfall bekommen, und entschloß sich, diese Prodezur von morgen ab zu streichen. Er zerdrückte eben die glimmende Zigarette auf einem Teller, als der Affe die Füße auf den Tisch stemmte, sich einen Ruck gab und, Geschirr und Tischtuch mit sich reißend, auf den Boden sprang. Auf allen vieren lief er hurtig über die Bühne an die Rampe und weiter über Köpfe und Schultern der erschreckt sich duckenden Musikanten — geradeaus in eine Loge, neben eine Dame, die, schrill aufschreiend, nicht verhindern konnte, daß der Affe den gleißenden Brillantschmuck ihres entblößten Halses zwischen behutsame, kühle und ein wenig klebrige Finger nahm, wobei er glücklich und beinahe jubelnd zu gurren begann.

Der Begleiter der Dame erhob sich jäh und stieß in Angst abwehrend mit dem Fuß nach dem Untier. Der Affe erschrak, fletschte ratlos die Zähne, umkrallte nach einem zweiten heftigen Fußtritt den Schmuck der Ohnmächtigen, sprengte das Schlößchen und flüchtete mit fliegenden Frackschößen aus der Loge durch Reihen auseinanderstäubender Menschen gegen den Ausgang. Durch eine offene Tür rannte er vorbei an einem Saaldiener, der eine Bewegung machte, als wolle er einen Elefanten einfangen. Dann jagte er durch die Vorhalle, vorüber an kreischenden Frauen in der Garderobe, geriet in einen

leeren Gang und endlich an ein Portal, unter dem er zaudernd stehen blieb.

Auf der Straße lag Schnee, es zog kalt herein; vereinzelte Flocken schlugen ihm gegen die abstehenden kahlen Ohren. Da hörte er Stimmen hinter sich — noch schmerzte ihn der Leib von den heftigen Tritten —, er raffte sich auf und lief die dunkle Straße entlang, vorbei an vereinzelten Fußgängern, die verblüfft stehen blieben, verlor die Lackschuhe und rannte frei von dieser Last schneller dahin.

In hellblauen Socken lief er durch den Schnee, immer weiter, bis er in eine stille, menschenleere Gegend kam. Dort setzte er sich auf den Boden. Aber die Kälte drang durch die dünnen Beinkleider; er fröstelte zitternd. Als habe er etwas Unrechtes getan und sein Gebieter stände nun zürnend hinter ihm, richtete er sich auf, wie es ihm eingedrillt worden war, und tappte schaukelnd und krummbeinig weiter mit den auswärts gebogenen großen, schmalen Händen.

So begegnete ihm ein Straßenfeger. Der musterte den kleinen Mann im Frack, lachte — besann sich, daß noch nicht Fastnacht sei, und wurde unsicher. Der Affe torkelte auf ihn zu, tastete vertrauensvoll nach der herabhängenden Hand des Mannes und versuchte unter seinen wärmenden Überzieher zu kriechen. Ein harter Faustschlag traf ihn. Er sah der wie wahnsinnig fortstürzenden Gestalt traurig nach.

Weiterwankend entdeckte er ein offenes, erhelltes Fenster im ersten Stock eines Hauses. In seinem Hirn regte sich's: Wo Licht ist, ist Wärme. An der Dachrinne kletterte er hinauf und spähte vom Fenstersims aus in das Zimmer. Drinnen stand ein Mann, der den verqualmten Rauch auslüften ließ und unterdes die Decken seines

Bettes zur nächtlichen Ruhe richtete. Da der Affe schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht hatte, kümmerte er sich weiter nicht um den im Zimmer Hantierenden. Der Ofen zog ihn an. Mit geschmeidigen Bewegungen stieg er rückwärts ins Zimmer — lautlos — und näherte sich der ersehnten Wärmequelle. Dort zog er seine feuchten Socken aus, die ihn arg belästigten, und umfing mit Armen und Beinen den kleinen Ofen, der noch ein wenig warm war. Den Körper darangepreßt, wäre er glücklich gewesen und hätte sein friedlich begonnenes Gurren behaglich fortgesetzt, wenn nicht die Gestalt am Bett, durch die merkwürdigen Kehllaute veranlaßt, sich umgewandt hätte. Der Mann schrie sinnlos auf, lief brüllend zur Tür und stürzte hinaus.

Prinz Orloff ließ den Ofen los und tappte zum Fenster. Von Kälteschauern überrieselt kehrte er zurück, die Pfoten wieder sehnsüchtig an den warmen Ofen legend. Doch als drei, vier Menschen drohend und schreiend im Türrahmen des Zimmers erschienen, stürzte er eilig hinaus.

Wieder lief er durch den Schnee; seine großen Sohlen hinterließen eine seltsame Fährte. Er kam in belebtere Gegenden; Menschen kamen auf ihn zu, ein letzter Wagen der Straßenbahn surrte vorbei. Die Menschen wollte er meiden, aber der Straßenbahnwagen war erleuchtet, und wo Licht war, mußte es warm sein. Mit ein paar langen Sätzen schoß er hinterher und kletterte auf den Wagen.

Der leere Wagen ratterte weiter. Der Schaffner hatte nichts gesehen und die Zurufe der wenigen bestürzten Fußgänger überhört. So hockte der Schimpanse unangefochten oben auf dem Dach des Wagens, wo es schneidend kalt war. Er hielt sich mit den Händen fest und versuchte die erstarrten Hinterhände an der Scheibe des

gelben und darauf an der des blauen Signallichtes zu wärmen. Aber das Licht strahlte nur, es bot keine Wärme. Er tastete daran herum, legte die Wange an die leuchtende Scheibe, aber sie blieb kalt.

Der Wagen sauste, ohne einmal zu bremsen, dem Magazin zu, das an der Stadtgrenze lag. Nachdem der Affe noch eine Weile vergebens bei den Lichtern nach Wärme gesucht hatte, begann er, da ihn nicht nur fror, sondern auch hungerte, an der Brillantkette zu knappern, die bisher in der Backentasche versteckt gewesen. Aber das stillte seinen Hunger nicht.

Der Wagen fuhr langsamer und hielt an den letzten Häusern der Stadt. Hinter ihnen dehnte sich ein Park aus. Der Schaffner stieg ab und wollte auf dem Wechselgeleise die Kontaktstange umstellen — da entdeckte er droben den Fahrgast. „He!" rief er hinauf. „He, Sie!" Dann schwieg er verwirrt. Der Affe witterte Unheil, fletschte die Zähne, warf dem Mann die Brillanten vor die Füße, glitt vom Dach herab und entschwand ins Dunkel.

Er lief wieder auf allen vieren, bis ihm etwas Halt gebot. Ein Baum. Er richtete sich an ihm auf und betastete den Stamm. Obwohl in der Gefangenschaft geboren, ließ das seinem Blut und den Muskeln vererbte Gefühl ihn spüren, daß dies etwas für ihn sei. Er begann zu klettern; zum drittenmal an diesem Abend gurrte er zufrieden, Hunger und Kälte nicht mehr empfindend. So eilig klomm er zur Höhe, daß die Frackschöße im schneidend kalten Wind wirbelten und Schnee von schwankenden Ästen stäubte. Das Beinkleid war herabgerutscht und behinderte ihn am Klettern; er streifte es ab; zwischen Zweigen blieb es hängen. Er tollte weiter.

Bald ermattete er, mußte husten, und zuletzt bekam er

einen heftigen Hustenanfall, der ihn kraftlos machte. Als der Husten vorüber war, leckte er von einem Ast ein wenig Schnee mit heißer Zunge und schaute sich dann hilflos um.

Es fror ihn bis zum Zittern; die Hosen waren verloren, und das kurze Hemd war hinaufgerutscht. Frostbebend preßte er die großen Hände und die mageren behaarten Arme dicht an den Leib und kauerte sich zusammen. Es half nichts, die Kälte drang ihm bis ins Mark.

Da stieg er mit erstarrenden Gelenken abwärts. Am Fuß des Baumes wollte er weiterlaufen. Doch die Glieder versagten; er fiel auf die Seite. Fieber durchschauerte ihn. Dennoch fand er so viel Kraft, sich aufzurichten und seinen Frack auszuziehen, den er um seinen frierenden Leib wickelte.

Dann sank er wieder um und blieb so liegen, fuhr ein paarmal mit der großen Fläche seiner braunen Hand über die steifgestärkte Hemdenbrust. Von innen heraus frostdurchschüttelt, versuchte er fiebernd vor unbekannten Schreckbildern zu fliehen, konnte aber kaum mehr den fieberheißen Kopf heben und zuckte, nachdem die Winternacht halb um war, nur noch selten, bis er sich endlich zum allerletztenmal streckte.

So vollendete Prinz Orloff den Leidensweg seines Tier-Menschen-Daseins.

Homonym

Im Sommer hast du ihren Sang gehört,
Derselbe hat dich aber nicht gestört;
Doch wer sie fängt, der ist schlecht dran,
Weil er ein oft geplagter Mann.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Wettflug von Kleinflugzeugen über die Zugspitze

Von Herbert Alemann / Mit 10 Bildern

So erstaunlich die Entwicklung des Flugwesens vor sich gegangen ist, so scheint sie doch für die Menschen, die alles als selbstverständlich hinnehmen, fast normal. Das richtige Schätzungsvermögen für das Ungewöhnliche und mehr noch für das überwältigend Große kann bei der abstumpfenden Überbietung immer neuer, rasch einander folgender Eindrücke verschiedenster Art nicht erworben werden. Oder ist etwa ein Flug von London nach Kalkutta, ein Vierzehntausend-Meilen-Flug nach Indien, oder in Höhe von fünftausend Meter über dem „Dach der Welt", über den Riesen des bisher verschlossenen Himalajagebirges ausgeführt, keine wie ein Wunder betroffen machende Überraschung? — Roald Amundsen wird nun doch, nachdem die finanziellen Mittel gesichert sind, in diesem Jahr zum Nordpolflug aufsteigen; der Norweger



Das „Münchner Haus" mit dem Turm des Meteorologen auf dem westlichen Gipfel der Zugspitze.

Hammer soll im Auftrag einer japanischen Gesellschaft den gleichen Flug wagen. England und Frankreich wetteifern in der Vermehrung und Vervollkommnung ihrer Fluggeschwader. Und Deutschland? — Die Diktatoren des Versailler Gewaltfriedens haben die Entwicklung



Blick vom „Münchner Haus" auf den Ostgipfel der Zugspitze.

deutschen Flugwesens durch knechtende Einschränkungen zur absterbenden Bedeutungslosigkeit zwingen wollen. Aber das Böse, was ihre Feindseligkeit beabsichtigte, hat doch ein Gutes gefördert: das entschiedene Aufnehmen von Versuchen, ohne motorische Kraft beim Segel- und Gleitflug das Flugproblem zu vertiefen. Von der großen Masse sind diese Bemühungen mißverstanden worden; die falsche Auffassung verbreitete sich, als läge diesen

Versuchen die Absicht zugrunde, endgültig ohne motorische Kraft fliegen zu wollen. Auch als bloßen „Sport" hat



Das erfolgreiche Segelflugzeug „Der alte Dessauer" mit dem Führer Fuchs startet vom Kochelberg.

man die motorlose Fliegerei angesehen. Aber es ging um mehr: leichte Flugapparate baute man, in denen später,



Zum Flug über die Zugspitze: Das Segelflugzeug „Der alte Dessauer" wird zum Start transportiert.

nach der Lösung flugtechnischer Probleme, ein schwacher Motor eingefügt werden sollte. Und was Professor Linke 1923 beim Rückblick auf die Ergebnisse der theoretischen und praktischen Versuche im Segelflug als Ziel aufstellte,



Ein Dietrich-Gobiet-Flugzeug landet in Garmisch; im Vordergrund das Segelflugzeug „Bremen".

ist, wie der Wettflug von Kleinflugzeugen über die Zugspitze beweist, so weitgehend erreicht worden, wie man es so bald kaum erwarten durfte.

Er hatte gesagt: „Erst wenn der Einbau eines Kleinmotors in das Segelflugzeug verwirklicht sein wird, wird es möglich sein, einen mustergültigen Typ des Flugzeugs zu schaffen. Auf dem Flieger — im Gegensatz zum Kon-

strukteur — beruhen unsere Hoffnungen." Der Hilfsmotor sollte nur die Aufgabe erfüllen, Start und Steigen des Segelflugzeuges zu unterstützen, der Flieger aber soll die Luftströmung ausnützend segeln.

Was die Flieger in den Kleinflugzeugen nun beim Flug über das Wettersteingebirge trotz ungünstiger Wit-



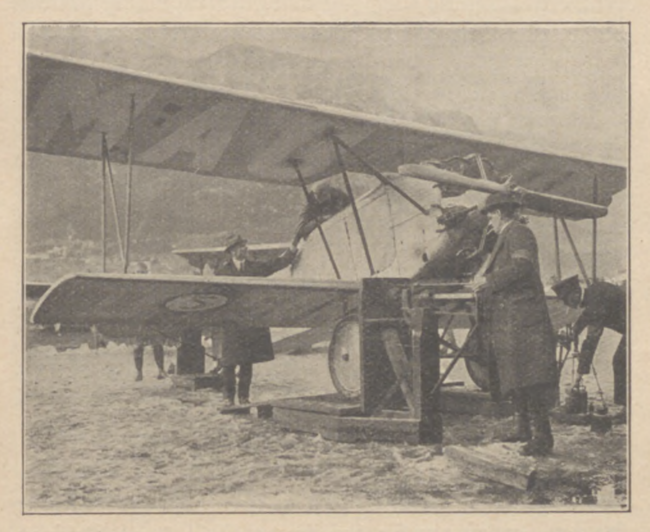
Das zertrümmerte Segelflugzeug „Greif" nach der mißglückten Landung.

terung und nur mit geringer maschineller Hilfskraft geleistet haben, ist ein Beweis einer durch unermüdliche Schulung und Übung bis zu diesem Grad gesteigerten Geschicklichkeit, technischen Beherrschung der immer vollkommener der Flugaufgabe angepaßten leichten und doch widerstandsfähigen Apparate und nicht zuletzt einer bewundernswerten Geistesgegenwart im Kampf mit dem Element.

Am letzten Januar, dem Tag vor dem Aufstieg, brauste

ein so heftiger, böiger Föhnsturm, daß der als Einleitung geplante Geschwaderflug über München unterbleiben mußte. Und trotz Schneesturm und widrigem, scharfem Gegenwind, der sich während des Fluges in Seitenwind drehte und den Flugzeugen bedrohlich zusetzte, wurde der Flug gewagt und gewonnen!

Eine Maschine wurde allerdings vom Fallwind und



Die Flugzeuge werden nach der Landung gewogen.

Wirbelsturm, von denen die Piloten nach glücklichem Aufstieg hoch über den Graten und Riffen, Schründen und Untiefen des verschneiten Gebirgstockes überrascht wurden, gepackt, und die Insassen, der Pilot Croneis und sein Begleiter, entgingen bei der Notlandung auf dem Schneefernerkopf nur wie durch ein Wunder dem Geschick, auf dem Felsgestein zerschmettert zu werden. Der

zertrümmerte Dietrich-Gobiet-Zweidecker war bald so völlig eingeschneit, daß die sechsköpfige Bergungsmannschaft, die von der Zugspitze abstieg, ihn an dem Tage nicht auffinden konnte. Croneis und seine Freunde mußten in der Knorrhütte übernachten.

Die Fallböen hatten übrigens so ungeheure Wucht, daß eine Junkers-Maschine achtzig Meter tief jäh hinabsackte. Nur dem Umstand, daß fast alle Flugzeuge noch hundert bis zweihundert Meter höher als die Berge die Gipfel



Pilot Botsch erhielt den ersten Preis.



Pilot Doldi erhielt den dritten Preis.

überflogen und gleich Adlern in noch höheren Regionen kreisten, entgingen sie den in der Nähe des Gebirgsmassivs besonders gefährlichen Windstößen. Nur ein Pilot mit kaltblütiger Geistesgegenwart und technisch sicherster Beherrschung des Flugapparates konnte in solchen Gefahren die Probe bestehen.

Am Wettflug um die Zugspitze nahmen fünf rote Udetmaschinen, drei blaue Dietrich-Gobiet-Doppeldecker, eine Junkers-Limousine, ein V. G.-Doppeldecker, ein Mark-Sporteinsitzer, ein Daimler-Leichtflugzeug und ein Bahn-

bedarf-Kleinflugzeug teil. Das letztgenannte erhielt den ersten Preis. Es galt, bei kleinstem maschinellem Kraftaufwand die größtmögliche Leistung zu vollbringen, und das hat der Darmstädter Flieger Botsch erreicht. Daß es ihm gelang, mit einem fast zierlich zu nennenden Flugzeug, das einen Blackburne-Tomtit-Motor von nur 14½ Pferdekräften den Flug auszuführen bis zu einer Höhe von dreitausend Metern, ist eine in der Aviatik bisher noch nie vollbrachte Leistung!



Der bekannte Pilot Udet.

Den zweiten Preis erhielt der bekannte ehemalige Kampfflieger Oberleutnant Udet auf seinem selbstkonstruierten Sporteindecker mit einem Siemens-Halske-Motor von nur 55 Pferdestärken.

Den dritten Preis von tausend Mark erhielt Doldi. Mit einer großen Junkers-Limousine, die mit einem Motor von 200 Pferdekräften ausgerüstet und mit Fluggästen besetzt war, leistete er zeitlich das Beste.

Die von Kern, Bäumer und Billig gesteuerten Udeteindecker, oder Raab, der über der Zugspitze allem Wirbelwind trotzend die elegantesten Schleifenflüge ausführte, Hochmut auf dem Udet-Eindecker, von der Marwitz auf Mark-Sporteindecker, standen den preisgekrönten nur wenig nach. Am nächsten Tag unternahmen trotz strömenden Regens und zeitweiligen Schneetreibens die unver-

drossenen Piloten Kunstflüge und Absprünge mit Fallschirmen. Auch einen Schnelligkeitswettbewerb kämpften die Führer der Kleinflugzeuge aus.

Alles in allem war diese erste größere Wettflugveranstaltung nach dem Krieg ein ermutigendes, mit Stolz erfüllendes Ereignis, das zu weiterem Streben anspornt und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die weitere Entfaltung des Flugwesens mit möglichst leistungsfähigen Motoren, *unbeschränkt* in Größe und Art, haben die Feinde Deutschlands versagt; *so wird mit den schwächsten Hilfsmitteln in der nicht durch Gewalt beschränkbaren Höchstleistung des Fliegers* die Vollendung angestrebt. Mögen Stürme brausen und dunkle Wolken den Weg verdüstern, das deutsche Flugwesen macht doch trotz erzwungener Einschränkung Fortschritte, die sich neben den anders gearteten Leistungen anderer Länder sehen lassen können. Ja, nicht nur vorbildlich sind diese Leistungen, noch mehr darf behauptet werden: Die geistige Arbeit unserer Konstrukteure und die Leistungen der mutigen Piloten schaffen vereint an der weiteren Entwicklung des Flugwesens.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden Silben ar, bal, be, ben, dar, die, e, er, er, erd, faust, gis, i, ket, la, land, le, le, le, lis, lo, me, mund, na, nach, ni, ni, ni, on, po, ro, sau, si, so, sta, stan, te, tik, tisch, ur sind fünfzehn Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Zitat von Schiller ergeben.

1. Naturerscheinung, 2. sagenhafter Held, 3. Teil der Speisenfolge, 4. Feldzeichen, 5. Feind Wallensteins, 6. Zaunart, 7. Teil einer Wohnung, 8. Volkstamm in Vorderasien, 9. römisch-deutscher Kaiser (14. Jahrhundert), 10. Mädchenname, 11. Baum, 12. mathematisch-physikalische Lehre, 13. Persönlichkeit des Alten Testaments, 14. berühmter Eroberer, 15. altdeutsches Theaterstück. „st“ immer ein Buchstabe.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Nach kurzem Glück ...

Novelle von Emma Haushofer-Merk / Schluß

In München lag ein Telegramm von Eggenrod im Salon, das seine Ankunft für den nächsten Abend meldete.

„Ich gehe trotzdem in die Oper," erklärte Mary bestimmt.

„Was ich sehr unhöflich finde!" grollte ihr Vater. „So werde ich ihn empfangen und dich so gut wie möglich entschuldigen."

Die Schwestern kamen spät vom Theater ins Hotel zurück und fanden Rosensträuße vor, die der Baron für sie geschickt hatte. Er selbst war schon fort.

Miller sagte: „Ich dachte, ihr würdet müde sein, und forderte ihn deshalb nicht auf, zu bleiben." Er schien auffallend erregt nach der Unterhaltung mit seinem Geschäftsfreund. „Eggenrod kommt morgen zum Lunch, und wir lassen hier oben decken. Es ist behaglicher als unten im Speisesaal."

Baron Alexander von Eggenrod, eine elegante schlanke Gestalt, mit dünnem blonden Scheitel und feinen Fältchen um die Augen, war von einschmeichelndster Liebenswürdigkeit, sowohl im Ton der Stimme als in der Art seiner Unterhaltung. Als er Mary feurig versicherte, wie er sich über dies unerwartete Wiedersehen freue, fragte sie mit hochgezogenen Brauen, ungläubig und spitz: „Wirklich? Sie haben sich ernstlich gefreut?" Ihr Lächeln brachte ihn etwas aus der Fassung.

Man unterhielt sich über die Reise und gleichgültige Dinge. Die Stimmung blieb frostig; alle fühlten sich durch Marys fast feindselige Gereiztheit bedrückt.

Als der Kellner nicht mehr bediente, war man dann unter sich. Da wiederholte Eggenrod noch einmal die

Einladung zu seinen Verwandten, von der schon vorher die Rede gewesen. Man sollte bei seinem Onkel mit seiner Familie bekannt werden.

„Ich darf Sie doch als meine Braut vorstellen, Mary?" fragte er, sich mit einem zärtlichen Blick zu ihr neigend.

Mary war bleich geworden. Sie wußte, jetzt mußte auch mit ihrem Vater eine schwere Auseinandersetzung kommen.

„Nein, Baron Eggenrod. Man konnte in Amerika schweigen über meine Ehe, hier bin ich die Frau eines deutschen Offiziers! Ich bin nicht Witwe! Mein Gatte lebt, und Sie, Herr von Eggenrod, Sie haben das gewußt und mir verschwiegen!"

Sie hatte sich erhoben und stand mit einem Ausdruck leidenschaftlichen Vorwurfs vor dem verwirrten Eggenrod, der einen bittenden Blick auf James Miller warf, als erwarte er von ihm Hilfe.

Einen Augenblick lang herrschte peinliches Schweigen.

Dann sagte der Vater mit selbstbewußter Ruhe: „Auf meinen Wunsch hat Alexander geschwiegen!" Er nannte den Baron absichtlich mit dem Taufnamen, um seine vertrauliche Stellung im Hause zu betonen.

Mary schaute verwundert, ja verblüfft den Vater an, der zwar vermied, ihrem Blick zu begegnen, aber mit festem Ton weitersprach: „Als Alexander mir bei seinem Aufenthalt in Neuyork mitteilte, er habe jetzt erst erfahren, daß Hauptmann Richard Altenburg, mit dem du dich in überraschem jugendlichen Überschwang trauen ließest, nicht gefallen sei, da bat ich ihn, dir das zu verbergen. Du hattest dich mit der Tatsache abgefunden, daß damit alles zu Ende sei, und ich wollte nicht, daß dir und uns diese Episode deines Lebens noch einmal peinlich werden sollte, daß du an diesen Jugendstreich erinnert würdest."

Mary wollte erwidern: „Das ist ja alles nicht wahr, Vater! Du würdest so unklare Verhältnisse nie geduldet haben. Du hättest längst auf Scheidung gedrungen! Würdest mich unbedingt von der Reise zurückgehalten haben. Nichts hast du auch nur geahnt. Noch weniger gewußt. So wenig wie ich davon wußte."

Aber ein feines Gefühl verwehrte ihr, den Vater geradezu der Lüge zu zeihen. Sie war fest überzeugt, daß er nur Eggenrods Schuld auf sich nahm, um ihr die Möglichkeit zu Vorwürfen zu nehmen, daß die beiden Herren am gestrigen Abend das verabredet hatten. Eggenrod war nichts anderes übriggeblieben, als die Wahrheit zu sagen, und Mary konnte sich vorstellen, mit welch de- und wehmütiger Miene er gestern angetreten sein mußte. Wenn Richard ihr nicht begegnet wäre, wie lange hätte man ihr noch verheimlichen wollen, was doch sie zunächst anging? Es empörte sie, daß der Vater und Eggenrod im Komplott gegen sie standen, daß ihr Vater in seiner Voreingenommenheit für Eggenrod ihm seine lange Täuschung verzeihen konnte. Mit heißen Wangen rief Mary: „Wer es auch sein mag, der Schuld trägt, daß ich so im Irrtum gelassen wurde, er hat mir ein schweres Unrecht angetan! Er griff damit in mein Schicksal ein."

Der Vater unterbrach sie streng: „Was heißt Schicksal? Du willst doch nicht behaupten, daß du an diesen Mann gebunden bist, den du vielleicht zwei Wochen lang gekannt hast! Eine Übereilung, wie sie nur in einer aufgeregten Zeit möglich ist. Du hast von mir keine Vorwürfe gehört, als du von dieser Kriegstrauung sprachst; ich verhehlte dir aber auch keinen Augenblick, daß sie ausgelöscht sein müsse aus deinem Leben und vergessen für immer. Dieser Mann hat sich nie mehr um dich ge-

kümmert, fast zehn Jahre lang hat er nichts mehr von sich hören lassen!"

„Das war unmöglich! Er kannte nur meinen Namen. Er ahnte nicht" — sie schaute Eggenrod scharf an — „er ahnte nicht, daß ich die Tochter James Millers sei. Er liebte mich um meinetwillen."

„Sentimentale Geschichten!" grollte der Vater ärgerlich. „Du bist vernünftig genug, um einzusehen, daß dieser Mensch dir fremd geworden ist, daß er für dich tot sein muß, auch wenn er noch lebt!"

„Auch wenn das so wäre. Ich bin aber noch mit ihm verheiratet, und er ist und bleibt nach dem Gesetz mein Mann."

„Gut! Dann gehst du zu einem Anwalt und verlangst die Scheidung. Eine Ehe, die so leicht geschlossen werden konnte, wird wohl auch rasch zu lösen sein. Der junge Mann wird sich längst mit andern getröstet haben und wird aufatmen, wenn er von dieser zwecklos gewordenen Fessel frei wird."

Mary schwieg. Es lag so manches in den Worten des Vaters, was sie verstehen, billigen mußte, was ihr Denken beeinflußte. Daß sie und Richard einander fremd geworden waren, hatte sie empfunden und ausgesprochen.

James Miller redete weiter: „Du weißt nicht, in welchen Verhältnissen er jetzt lebt, was aus ihm geworden ist. Ein verabschiedeter Offizier spielt jetzt in Deutschland eine traurige Rolle. Davon kann man gar nicht reden! Es ist ja auch nur dein gewohnter Eigensinn, wenn du in diesem Fall Schwierigkeiten siehst, die leicht zu beseitigen sind."

Eggenrod hatte bisher klüglich die Auseinandersetzung dem Vater überlassen und geschwiegen. Nun begann er

mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit: „Ich kann wohl trotz allem meinen Verwandten die freudige Nachricht geben, daß sie liebe Gäste heute abend erwarten dürfen? Ich sehe keinen Grund, warum Sie nicht in den Kreis kommen wollten, in dem man Sie so gern kennenlernen möchte, auch wenn Sie mir nicht gestatten, von unserer Verlobung jetzt schon zu sprechen."

Mary fühlte, daß ihr Groll an seiner Gelassenheit abprallte; vor seiner Zuversicht und Beharrlichkeit erlahmte ihre Kraft. Sie war auch neugierig, seine Verwandten zu sehen, sich zu überzeugen, in welchen Verhältnissen die Familie lebte, von der er immer mit großem Stolz gesprochen hatte. Sie war trotzdem ein leises Mißtrauen nie los geworden; es schien ihr, als renommiere er nur gern mit der adeligen Sippe und wolle nur deshalb ihre Rückkehr nach Deutschland hintertreiben, damit sie nicht merke, wie dieser Glanz verblichen sei, wie abgehaust die Eggenrods waren.

Diese Vermutung bestätigte sich nicht. Das Heim des Onkels, in dem sich am Abend verschiedene Vettern und Cousinen Alexanders eingefunden hatten, machte einen vornehmen, gediegenen Eindruck. Die ganze Einrichtung verriet zwar keinen modernen Luxus, aber dafür jene feine Kultur und jenen von Generationen gesammelten Reichtum an Bildern, Kunstschätzen und Möbeln, der sich nicht nachschaffen läßt, der sich in alten Familien vererbt. Sie schätzte mit sicherem Blick das schöne Porzellan mit dem Wappen der Eggenrods, das herrliche Tafelsilber, und da sie nichts von Verfall bemerkte und nicht anzunehmen war, man lauere auf amerikanisches Geld, freute sie sich über die überaus herzliche und liebenswürdige Aufnahme, die sie fanden.

Der nächste Tag wurde zum Besuch auf dem Gut des

Majoratsherrn, Alexanders älterem Bruder, bestimmt. Man fuhr am Morgen in zwei Autos hinaus in die Vorberge, wo das hübsche, schloßartige Besitztum stand. Freudig flatterte zum Empfang der Gäste die Fahne vom Turm, im Garten spielte die Dorfmusik. Eine glänzende Tafel war im großen Saal gedeckt; man hatte große Vorbereitungen getroffen, um die Amerikaner in festlicher Weise zu feiern. Wenn es dem Majoratsherrn in der knappen Zeit auch nicht leicht fiel: er wollte alles tun, um für Alexander die Erbin einzufangen und dem Bruder die schöne Zukunft, die ihm drüben in Aussicht stand, zu sichern.

Mary fühlte sich allmählich immer mehr eingesponnen in ein Netz, dem sie kaum noch zu entrinnen vermochte. Wenn man auch nicht von der Verlobung sprach, man kam ihr doch mit so großer, vertraulicher Herzlichkeit entgegen, drückte ihr von allen Seiten so verständnisvoll die Hand und rühmte Alexanders Charakter, daß es ihr vorkam, als ob sie ihre Freiheit schon verloren habe.

Im Garten stellte Alexander ihr einen Vetter vor: „Der Sohn meiner älteren Schwester, Frau von Kedeler. Fritz ist Rechtsanwalt, und ich sagte ihm, daß Sie wohl seiner Dienste bedürften."

Der junge Anwalt schien über den Fall unterrichtet.

„Ich darf Sie wohl in den nächsten Tagen in meinem Amtszimmer erwarten, gnädige Frau," sagte er, neben ihr durch den Laubgang wandelnd. „Durch Alexander bin ich ja unterrichtet. Er hat sehr naive Rechtsbegriffe, wenn er meinte, eine Kriegstrauung ließe sich einfach ignorieren. Aber die Scheidung wird trotzdem leicht zu erreichen sein, wenn sich dieser Herr Hauptmann nicht geradezu boshaft zeigen will. Alexander hat angedeutet,

daß Ihr Vater gewiß bereit wäre, ihm eine Abfindungssumme anzubieten."

Mary errötete vor Entrüstung. „Ich rate Ihnen nicht, das zu wagen, Herr von Kedeler! Sie könnten eine peinliche Antwort zu hören bekommen."

Der Anwalt hob die Schulter. „Ich bin der Ansicht, daß jetzt in Deutschland eine größere Geldsumme selten zurückgewiesen wird. Man ist arm bei uns und ..."

„Hauptmann Altenburg läßt sich die Einwilligung zur Scheidung nicht abkaufen! Das weiß ich: er wird sie geben, wenn ich es wünsche."

„Umso besser, gnädige Frau. Ich darf Sie also zu weiterer Besprechung erwarten."

Mary war empört. Wie niedrig Eggenrod ihn einschätzte. Urteilte er etwa nach seinem Charakter? — Geld! Alles nur Geld! Sie ließ ihn fühlen, wie beleidigt sie war, daß er ohne ihr Wissen mit dem Anwalt gesprochen, ihr den Vetter aufgezwungen hatte.

Als die Schwestern abends in ihrem Schlafzimmer waren, sagte Daisy: „Der arme Alexander tut mir leid, du hast ihn kalt und höhnisch behandelt."

„Du siehst: er läßt sich's gefallen und behält seine ergebene Miene."

„Weil er dich liebhat."

Mary lachte. „O du große Menschenkennerin! Wenn man jemand liebt, ist man empfindlich und leicht gekränkt. Ihn beseelt ja nur der Ehrgeiz, der Schwiegersohn James Millers zu werden. Was ich ihm sage, tut ihm gar nicht weh, wenn nur Papa auf seiner Seite ist."

„Du bist anspruchsvoll, Mary. Wenn man dreißig Jahre alt ist und eine Vergangenheit hat wie du, kann man nicht erwarten, nur aus Liebe geheiratet zu werden. Und Alexander ist doch ein reizender Mensch!"

„Findest du, Daisy? Du magst recht haben, aber nur nach deiner Meinung. Gute Nacht."

Mary wandte sich ab und sprach kein Wort mehr.

Am nächsten Tag sagte der Vater beim Frühstück: „Vergeßt nicht, daß ich auf dem Dampfer, der am fünfzehnten August in Bremen abfährt, Kabinen für uns belegt habe. Wenn wir noch für kurze Zeit in die Schweiz reisen wollen, sind unsere Tage hier gezählt. Du, Mary, wirst gut daran tun, in Eile deine Verhältnisse zu ordnen."

„Aber ich will doch noch nach dem Königschloß in Herrenchiemsee!" rief Daisy.

„Gut! Wir fahren morgen. Dann kann Mary, der ja ohnehin an den Schlössern wenig liegt, den Tag benützen, um mit dem Anwalt zu sprechen."

Mary schwieg.

Am nächsten Tag erklärte sie, sie wolle mit an den Chiemsee.

Der Vater sah mürrisch drein. „Wie zu erwarten! Aus Widerspruch!"

„Ich nehme meine Farben mit und male, bis ihr das Schloß angesehen habt."

Man fuhr in einem Auto nach Prien und dann auf einem stark besetzten Dampfer nach der Herreninsel. Ein langer Zug von Menschen bewegte sich bei der Landung über den Steg.

Als Mary sich dann am Ufer umwendete, lag vor ihr in lichtem Blau die Fraueninsel und weckte ihr heiße Erinnerungen.

Der Dampfer war schon fortgerauscht.

„Ich lasse mich in einem Boot hinüberrudern," sagte sie rasch und sprang in den nächsten Kahn.

„Ich bitte aber, daß du rechtzeitig zurückkommst. Das Auto fährt um vier Uhr von Prien ab."

„Wenn ich nicht da sein sollte, beunruhigt euch nicht! Dann hat mich die Malerei festgehalten."

Der Vater wandte sich ärgerlich und übellaunig ab.

Als Mary allein auf dem See war, empfand sie ein Gefühl köstlicher Befreiung. Endlich einmal wieder los von allem und einsam. Auf der Reise, im Hotel, saß man immer so dicht zusammen. Nun wollte sie den halben Tag ganz nach ihrem Geschmack auskosten, wieder einmal jung sein. War das schön, so dicht über den Wellen dahinzugleiten, vor sich die schimmernde Wasserfläche, die zartblaue Bergkette, über sich den weiten blauen Himmel. Immer wenn sie sich in den letzten Jahren die Landschaft in der Erinnerung zurückzurufen versuchte, war das Bild von trüben Schleiern umflort gewesen, von ihrer eigenen schmerzlichen Empfindung verdunkelt. Nun sah sie wieder die sonnige Wirklichkeit vor Augen, den heiteren Glanz.

Am Ufer gelandet, fand sie bald die Stelle wieder, wo sie vor zehn Jahren eine Studie begonnen, damals noch recht unbeholfen und talentlos. Sie freute sich, daß sie seitdem mehr gelernt hatte und sicherer den Pinsel führte. Wie einst umfächelte sie der Ostwind und überwehte sie mit Lindenduft; wie einst gluckten die Wellen ans Ufer, klang der Schlag der Klosteruhr vom Turm. Um die Klostermauer rankte sich der Efeu; die alte Weide neigte ihre Zweige zum Wasser herab, und im Frauengang war wonnige Stille. So unverändert schien das alles, daß sie meinte, es müßten Schritte sich nähern, eine helle Gestalt auftauchen und eine Stimme rufen: „Wie wäre es mit einer Segelfahrt, gnädiges Fräulein!"

Wenn sie an diese Zeit zurückdachte, hatte sie immer nur an die letzte heiße, schmerzlich bewegte Stunde in der Abenddämmerung denken müssen. Nun tauchte so viel Lustiges wieder auf, als klänge noch das alte Lachen

um sie, als flüsterte durch die Zweige jugendlicher Überschwang, der eine selige Woche lang hier ihr Leben beherrscht hatte.

Als sie mit ihrer Studie fertig war, ging sie langsam den Uferweg entlang an kleinen Häusern vorüber, an Gärtchen, die in bunten Farben blühten, in ihrer schönsten Rosenpracht. Draußen waren Fischer in ihren Booten tätig, zogen die Netze und leerten sie; andere hingen sie am Ufer schon zum Trocknen auf. Ein mit Gemüse beladener Kahn kam herüber von der Krautinsel. Das Leben war hier noch so wie vor zehn Jahren. Sie sah manches bekannte Gesicht; blondlockige Kinder von damals waren nun schon große Buben und Mädels geworden, die sie neugierig anschauten.

Im Gasthaus saßen viele Fremde. Aber Mary fand doch noch unter den Linden ein Tischchen für sich allein. Spatzen flatterten heran, als hätten sie auf sie gewartet.

Während sie beim Kaffee saß, rauschte der Dampfer heran, mit dem sie fort sollte, wenn sie mit den Ihren zusammentreffen wollte. Schon läutete die Glocke als erstes Signal zur Abfahrt. Mary zögerte noch. Das zweite Zeichen ertönte. Es war höchste Zeit! Aber sie brachte es nicht über sich, aufzustehen, sich loszureißen.

Nun war es zu spät.

Sie blieb.

Als sie sich ein Zimmer bestellt hatte, fiel ihr erst ein, daß sie ja gar nichts bei sich hatte. Aber sie erinnerte sich: in dem Geschäft da unten konnte sie das Nötigste für die Nacht kaufen.

In Einsamkeit wollte sie hier nachdenken, sich klar werden, was sie über ihr Leben beschließen sollte. In all der Unruhe der letzten Tage war sie nicht dazu gekommen, sich in Ruhe zu besinnen.

Aber sie kam aus wohligen Traumstimmungen nicht heraus, schaute nur immer lächelnd auf die glitzernden Wellen hinaus, auf die Bergkette, die klarer und leuchtender ward.

Als der letzte Dampfer die Tagesgäste fortgeführt hatte, kam erst die rechte Inselstimmung. Sie saß am Ufer, sah die Sonne langsam verglühen, das Heimfahren hoch mit Heu beladener Kähne, hörte das Läuten der Abendglocke. Aus der Kirche klang leiser Gesang der Nonnen.

Dann stieg der Mond auf. Sie ging lange auf dem Dampfschiffsteg hin und her, und es war ihr, als zöge sie, von Glanz und Licht umfangen, hinein in blaue Fernen.

Am nächsten Tage traf auf der Insel ein Telegramm ihres Vaters ein.

„Erwarte dich heute bestimmt. Fahren übermorgen in die Schweiz."

Sie ließ sich mit dem Hotel in München verbinden und bat, ihre Schwester an das Telephon zu holen.

„Schicke mir meine Koffer hierher, Daisy. Aber Adresse Frau Altenburg, nicht Miß Miller. Ich bleibe auf der Insel. Reist ihr ohne mich."

„Unmöglich, Mary! Baron Eggenrod fährt mit. Papa hat ihn eingeladen."

„Du findest ihn ja so reizend. — Nimm du dich seiner an."

„Sei nicht halsstarrig. Überlege doch! Papa wäre außer sich."

„Ich kann nicht anders. Viel Vergnügen in der Schweiz und rasch meine Koffer."

Sie hängte das Hörrohr auf.

Dann setzte sie sich auf das Bänkchen unter dem Wei-

denbaum, wo sie vor zehn Jahren die ersten Küsse mit Richard getauscht hatte. Während leise die Wellen an das Ufer schlugen und wie einst der Ostwind zarten Lindenduft heranwehte, sann sie nach.

Der Baron würde sich gewiß der Schwester nähern, bei ihr sein Glück versuchen und wohl auch finden. Sie malte sich lächelnd aus, daß beide ein Paar wurden. Das gab ihr völlige Klarheit, wie wenig ihr an Alexander lag. Schmerzlicher empfand sie den Groll des Vaters. Aber er war ein Mann, der sich mit Tatsachen abfand. Wenn er die Hand von ihr zog, blieb ihr das Vermögen der Mutter, das ihr Unabhängigkeit sicherte.

Wie vor zehn Jahren, fühlte sie auch nun wieder, daß Deutschland ihre rechte Heimat war. So jung, so weich war ihr Herz wieder geworden. In unsagbarer Sehnsucht nach Glück schaute sie hinaus in das Flimmern und Glitzern, in den morgendlichen Duft.

Ja, sie hatte ihn noch lieb, den Heißbeweinten, den Wiedergefundenen! Hier, wo die Erinnerungen so lebendig waren, mußten sie sich auch wieder verstehenlernen, als wären sie nie getrennt gewesen. Hier versank die Zeit, der alte Zauber erwachte, und noch einmal lächelte ihnen das Glück.

Sie sprang entschlossen auf, eilte zur Post und schrieb mit heißen Wangen eine Depesche an Richard Altenburg: „Komm und hole dir hier meine Antwort. Mary."

Logogriph

Nimm einem Vogel Kopf und Fuß,
Ein andrer Vogel bleibt zum Schluß.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

„Siebenmeilenstiefel", ein modernes Laufrad

Von Adolf Ittner / Mit 3 Bildern

Mit Siebenmeilenstiefeln durchs Land zu rasen und über Stock und Stein zu springen, das konnten nur die Riesen in den Märchen. Im Märchen setzten sich Zauberer auf ihren Mantel, der hob sich mit ihnen in die Luft, und nun flogen sie hoch über den Köpfen der Menschen dahin, wo sie wollten. Von Stambul nach Rom oder übers Meer und die Alpen, ganz wie's ihnen gefiel. Ja, sogar „fliegende Koffer" gab's im Märchen; man brauchte sich nur hineinzusetzen, und heidi! ging's los. Über Städte, Dörfer, Ströme und Flüsse, Berg und Tal flog man im Zauberkoffer weg, aus dem man bei offenem Deckel herunterschauen konnte auf das erdgebundene Getriebe der am Boden krauchenden Menschlein.

Erzählt man solche Geschichten den Kindern unserer Zeit, so wundern sie sich gar nicht mehr darüber; denn inzwischen ist manches wahr geworden, was sonst nur im Märchen möglich war. Kleine Kinder hörten zu, wie der „große Zeppelin" vom Bodensee nach Amerika „durch die Luft schwamm". Größere Kinder wissen, daß man nur Geld zu einer Fahrkarte haben muß, wenn man von Paris oder Berlin nach London durch die Luft reisen will. Da ist's denn begreiflich, wenn nur die ganz Kleinen noch erstaunt zuhören, wenn ihnen erzählt wird, wie große Zauberer auf dem Mantel durch die Luft dahinsausen oder jemand im fliegenden Koffer über Länder und Meere zieht.

Riesen und Zauberer, mit Siebenmeilenstiefeln an den Füßen, brauchten nur einen Schritt zu machen, um mit einemmal sieben Meilen hinter sich zu haben. Das war

schon eine Leistung. Aber seitdem — es sind jetzt in Deutschland gerade hundert Jahre her — fing man an, mit Dampfkraft auf Schienen zu fahren. Die zwischen Nürnberg und Fürth verkehrende erste deutsche Eisenbahn wurde anfänglich nur halbtagweise mit Dampf betrieben; ein Teil des Verkehrs vollzog sich mit vorgespannten Pferden. So war die Betriebsart der Bahn geteilt und erfolgte mit Dampf- und natürlicher Pferdekraft. Später kamen dann für den Straßenverkehr in den Städten „Pferdebahnen“ auf. Wo sind diese nun? — Verschwunden und vergessen! Denn die Straßenbahnen werden elektrisch betrieben. Daneben kamen die Fahrräder auf, freilaufende Kraftwagen übernahmen dann einen nicht geringen Teil des Verkehrs, und heute ist das „Volksauto“ das Ziel der Wünsche von vielen Tausenden. Es ist eben alles verändert; „Zeit gewinnen“ ist die Parole unserer Tage, jedermann



Laufradfahrer in der Sächsischen Schweiz. Ein Quersprung flachhangabwärts. Im Hintergrund die Schrammsteinkette im Elbsandsteingebirge.

möchte „Siebenmeilenstiefel" haben, um so rasch wie möglich weiterzukommen. Im Jahre 1876 wurde in Berlin von einer englischen Gesellschaft die erste Rollschuhbahn in der Hasenheide angelegt; bald folgten weitere Rollschuhbahnen im Tiergarten und auf einem Gelände, auf dem später die Philharmonie erbaut wurde. Eine Zeitlang wurde das Rollschuhlaufen auch anderwärts von groß und klein als beliebter Sport eifrig betrieben. Aber die Unternehmungen brachten nicht genug ein und kamen nach einigen Jahren zum Stillstand. Die Rollschuhbahn in der Hasenheide erhielt sich am längsten; sie ging erst 1891 ein. Die Bahnen dieser Anlagen bestanden aus Asphalt, Zement oder Holz. Als um die Jahrhundertwende die Asphaltierung der Großstadtstraßen zunahm, kam der Rollschuhsport in der Öffentlichkeit mehr in Schwung, hielt sich aber auch nicht dauernd. Als Verkehrsmittel konnte sich das Laufen auf Rollschuhen nicht durchsetzen und blieb auf jugendliche Kreise beschränkt.

Sind denn nun Rollschuhe eine prinzipiell neue Erfindung? Nein! Gleich vielen anderen scheinbar erst in unserer Zeit entstandenen künstlichen Fortbewegungsmitteln sind auch die „Erdschlittschuhe" oder „Laufschuhe" schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erdacht worden. Im Jahre 1790 erfand der Medaillenschneider Vanlede in Paris sogenannte „Erdschlittschuhe". Dreißig Jahre später meldete Petibled in Paris ein neues Patent auf einen Rollschuh an. Der Ballettmeister Robillon in Bordeaux verwendete Rollschuhe auf der Bühne in einem Ballett, worin Schlittschuhläufer auftraten. In England erhielt 1823 ein Fruchthändler Robert John Tyer ein Patent auf Rollschuhe, das — nach Feldhaus — bald auch in Deutschland bekannt geworden ist. Bei dem Rollschuh Tyers waren fünf Rollen in der Mittellinie des

Schuhes hintereinander angebracht, wovon die vorderen und hinteren Rollen etwas höher als die mittlere lagen. Ein Wiener Uhrmacher, Anton Löhner, erhielt 1825 — also vor hundert Jahren — ein Privileg auf „Räderschuhe". Sie bestanden aus einer hölzernen Sohlenplatte



Ein Hochsprung mit Laufrädern flachabwärts.

mit abwärts gerichtetem Bügel, in dem drei Messingräder — zwei hinten nebeneinander und eines vorn — angebracht waren. Am größeren Vorderrad befand sich eine Verzahnung und eine Sperrklaue, wodurch beim Laufen das Rückwärtsgleiten verhindert wurde. Damals fanden diese Räderschuhe keinen Anklang, denn fünf Jahre nach der Erteilung des Privilegs verfiel dieser Schutz wieder, da der Erfinder die Taxen nicht bezahlen

konnte. Acht Jahre vergingen, da bewarb sich der Ingenieur Joseph Högn in Wien um ein österreichisches Privileg für den gleichen Räderschuh. Auch mit diesen „Siebenmeilenstiefeln" brachte es der Erfinder nicht weit. Ebensowenig Erfolg war am Ende der vierziger Jahre dem Franzosen Garcin beschieden, der neue Rollschuhe einführen wollte. Dann versuchte ein gewisser Legrand sein Glück im Jahre 1849 noch einmal mit den Rollschuhen Garcins, aber die Zeit dafür war offenbar noch nicht gekommen, so wenig wie für alle früheren Versuche. Erst seit 1876 entstanden Rollschuhbahnen und die Mode begünstigte den Sport, der aus den geschlossenen Räumen zwar den Weg auf die Straßen fand, aber sich auch da nicht dauernd und entscheidend als Verkehrsmittel einbürgerte.

Allmählich hatten sich im Radfahrsport und auch bei anderen motorisch betriebenen Verkehrsfahrzeugen bedeutsame Änderungen in der Räderbereifung vollzogen. Nach den Vollgummiringen kamen die „Pneumatiks" in Gebrauch, mit Luft aufpumpbare Schläuche. Auch in mechanisch-technischer Beziehung wurden für Fahrzeugkonstruktionen nicht unbedeutende Erfindungen gemacht, die auch bei den Laufrädern zur Verwendung gelangten. Im Straßenverkehr kam man mit Rollschuhen ohne Gummibereifung auf dem Asphalt wohl einigermaßen vorwärts, aber auf unebenem Pflaster war es kein Vergnügen, damit zu laufen.

Nun ist wieder ein Versuch gemacht worden, ein gut durchdachtes, einfach konstruiertes Laufrad als Verkehrsmittel und zu Sportzwecken zu schaffen, das sich für alle Wege in Stadt und Land geeignet erweist und im freien Gelände mit dem Schi vergleichbar ist, da man auch Stöcke zum Überwinden hoher und breiter Hindernisse benutzen kann. Das neue Laufrad ist auf jedem Gelände zu be-



Ein Geländesprung mit dem Laufrad über Schistöcke zum Überwinden hoher und breiter Hindernisse.

nutzen. Geräuschlos rollt man damit hin, und zwar dreimal schneller, als das bisher mit anderen Rollschuhen möglich gewesen ist. An Strapazierfähigkeit, Stabilität beim Springen, Sprungsicherheit und Bremsfähigkeit

darf man hohe Anforderungen stellen. Man kann mit dem Laufapparat schrittbreite Gräben, Stufen und kniehohe Hindernisse in vollem Lauf sicher überspringen. Sprünge über zwei Meter hoch sind von geübten Läufern gut durchführbar.

Die mit diesen Laufrädern erreichbare Stundengeschwindigkeit beträgt bei Überlandfahrten durch Mittelgebirge zwölf Kilometer, in der Ebene auf guten, harten Wegen oder gar auf Asphalt steigert sich die Geschwindigkeit um vier Kilometer in der Stunde.

Das Fahren ist bei je nach Bedarf verschieden stark vorgeneigtem Oberkörper im Schlittschuhschritt nicht schwer zu erlernen, und auch das unter Umständen sofortige Bremsen bietet keine besonderen Schwierigkeiten.

Diese modernen „Siebenmeilenstiefel" werden in drei verschiedenen Größen hergestellt, sind in der Konstruktion einfach gehalten und auf lange Verwendbarkeit eingerichtet. Da die Laufräder nur etwa dreieinhalb Kilogramm schwer sind, kann man sie überallhin bequem mitnehmen. Der Preis ist um mehr als die Hälfte billiger als der eines guten Fahrrades.

Alles in allem genommen, darf man wohl annehmen, daß die neuen Laufräder heute aus vielerlei Gründen begehrt sein werden. Und zwar nicht nur als Sportapparat, sondern wohl auch als Verkehrsmittel. Unsere Bilder lassen erkennen, was ein Sportler mit den modernen „Siebenmeilenstiefeln" unternehmen kann, mit denen sich in ihrer neuzeitlich durchkonstruierten Form die ersten „Erdschlittschuhe" so wenig vergleichen lassen wie eine moderne Schnellzugslokomotive mit den ersten „Dampfwagen" vor einem Jahrhundert.

Sibirien, ein Zukunftsland

Von A. Kett

Hört oder liest man das Wort Sibirien, so denkt man an eisige Kälte und den Jammer und das Weh unglücklicher Verbannter, denn nicht nur im Zarenreiche, auch heute noch schickt die Tscheka mißliebige Menschen in die Verbannung.

Der Winter des nördlichen oder gar des nordöstlichen Sibiriens ist wohl der strengste der Welt. Die Kälte läßt die Erde in eisigem Hauch und durchdringendem Frost erstarren, daß man meinen könnte, alles Leben müßte auf der Erde vernichtet werden. Die Sonne scheint nur einige Stunden, leuchtet matt, ohne den Boden zu wärmen, der hundert Fuß tief gefroren ist. Keine Strömung vermag die froststarrende Luft zu bewegen; weder die vom Eismeer kommende stärkste von allen noch die vom Stillen Ozean, noch die vom westlichen und südlichen Kontinent her wehenden Winde. Myriaden blitzender Eisnadeln trotzen dem wütendsten der Meeres- und der Landwinde. Tage und Nächte vergehen, Wochen und Monate verstreichen, der Frost läßt nicht nach. Der Schnee knistert und knarrt nicht, er tönt durchdringend, metallisch. Die ausgeatmete Luft erstarrt zu stechenden Schneekristallen.

Man hört mit Grausen scharfe Töne des Windes. Menschen und Tiere gewöhnen sich trotzdem an die furchtbare Kälte. Den Tieren wächst ein langer, dichter Pelz, die Menschen benützen sogar die Kälte als Wehr und Schutz. Das Jakutenweib reibt ihr neugeborenes Kind mit Schnee. Häuser und Jurten werden mit trockenem Schnee beworfen, mit feuchtem bestrichen, in die Fensterlöcher werden große Eistafeln gestellt, und das aus den weiten

Ebenen verdrängte Leben pulsiert noch hartnäckig, ein-gekerkert in Schneehöhlen, hinter Eisfenstern.

Wehe, wenn die abgekühlte Luftmasse sich rührt, meist um sich gegen Süden zu bewegen. Die künstlich unter-haltene Wärme verflüchtigt sich unerhört schnell durch den dichtesten Pelz, durch den dicksten Holzverschlag, den Schnee und Eis gleich einem Panzer umgeben.

Dann flüchtet sich sogar das abgehärtete jakutische Pferd, das im grimmigsten Winter sein kärgliches Futter unter dem Schnee sucht und findet, unter den Schutz des Menschen; der Hund heult nicht mehr: erbärmlich win-selnd vergräbt er sich im Heu. Die geringste Bewegung der abgekühlten eisigen Luft, die man nicht Wind nennen könnte, heißt auf jakutisch „Chijus". Wenn zur Zeit der großen Fröste in Nord- und Nordostsibirien der mörde-rische „Chijus" sich bewegt, findet man immer in der Umgebung von Ansiedlungen die Leichen Erfrorener, die überrascht wurden.

Weniger schlimm ist es im südlichen Teil Sibiriens. Allerdings ist auch dort im langen Winter oft die Tem-peratur so niedrig, daß der Mensch es bei Nordwind nicht wagen darf, das schützende Haus und das wärmende Feuer zu verlassen. Der Sommer ist heiß, und die Natur läßt Nahrungsmittel gedeihen.

Zur Zarenzeit lebten in Gefängnissen und Bergwerken Sibiriens, in kalten, schmutzigen Siedlungen viele Ver-brecher und politische Verbannte. Solange die jetzigen Sowjetmachthaber nicht die Herren Rußlands waren, verurteilten sie diese Zwangsmaßregel scharf. Heute sind diesen Gewaltmenschen die unwirtlichsten Gegenden Si-biriens recht zur Massenansiedlung von Mißliebigen jeden Standes aus den Städten. Arbeiter, Geistige und vor allem Konjunkturjäger sind in den letzten Jahren in Massen

verschickt worden. Aber ihre Zahl ist doch gering im Verhältnis zur Menge der freien Bauern — die selbständiger und unternehmender sind als ihre Stammesgenossen im europäischen Rußland — und der Kaufleute, welche die reichen Naturschätze Sibiriens dem Weltverkehr zugänglich zu machen suchen.

Wirtschaftliche Beziehungen Sibiriens zum Weltverkehr reichen nicht in allzuferne Zeit zurück. Sie waren auch noch bei Ausbruch des Weltkrieges und der Revolution zwei Faktoren, die das Wirtschaftsleben Sibiriens wie das des übrigen Rußlands erheblich zurückdrängten. Das Land ist groß. Ganz Europa und noch ein Stück von Amerika gehen auf die Bodenfläche Sibiriens. Noch vor wenigen Jahrzehnten wußte man von den wirtschaftlichen Beziehungen nur, daß der beste, mit schwerem Geld aufzuwiegende Tee als „Karawanentee" nach Deutschland und dem westlichen Europa komme. Früher war das wohl so, aber das liegt schon lange zurück. Der Tee kam von Schanghai, wohin er aus den chinesischen Produktionsgegenden zusammengebracht wurde, über das Meer nach Tientsin, dann nach Peking und von hier begann die riesige Landreise durch ganz Nordasien und Rußland hindurch zu uns herüber. Auf Schiffen, Kamelen, Schlitten und Wagen wird der Tee auf diesem umständlichen, langwierigen und gefährlichen Weg befördert. Er mußte oft, wenn die Flüsse zugefroren und die sibirischen Landwege aufgeweicht waren, wochen- und monatelang liegen bleiben, und aus der veranschlagten Reisedauer von ein bis anderthalb Jahren zum Jahrmarktplatz Irbit, am Ostabhang des Urals, wurden leicht zwei Jahre, und dann dauerte es immer noch ein Jahr, bevor er über den russischen Marktplatz Nishnij-Nowgorod an der Wolga endlich in die Hände der Käufer kam.

Die Transportkosten waren unter solchen Umständen groß, auch konnte nur der beste Tee, das Erzeugnis der ersten Ernte jedes Jahres, die lange Reise vertragen, ohne seinen Geschmack zu verlieren. Daher wurde der Tee, der in China, wo er als Massengenußmittel billig zu kaufen war, als Karawanentee ein kostspieliger Luxus. Für Sibirien war trotzdem der Transport von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Bauern, die in der Nähe des sibirischen Trakts angesiedelt waren, konnten mit regelmäßigen Fuhren rechnen. Damit kam Bargeld unter die sonst noch ganz naturalwirtschaftlich lebenden Bewohner. Der Verdienst reichte nicht nur aus, die in Sibirien geringe staatliche Grundsteuer in Geld zu entrichten, sondern auch den über das Selbstproduzierte hinaus nötigen Bedarf durch Einkauf zu decken. Von eigenen Erzeugnissen brachten früher nur das Pelzwerk und das Gold der Flüsse Sibirien in Beziehung zur Weltwirtschaft. Das Gold allerdings fast nur indirekt, da es bei Todesstrafe verboten war — auch heute noch wird es ebenso streng geahndet —, das Gold anderswohin als an staatliche Abnahmestellen abzuliefern. Aber der Erlös, den die Besitzer und Arbeiter der Goldwäschereien einheimsten, gab ihnen Kaufkraft für fremde Waren. Überdies wurden trotz aller Verbote damals ebenso wie jetzt große Goldmengen über die Grenzen nach China geschmuggelt, wobei die Chunchusen, chinesische Räuberbanden im fernen Osten, besonders beteiligt sind. Die bedeutendste Handelsware Sibiriens war das Pelzwerk, mit dem auf den Messen von Irbit und Nishnij-Nowgorod die größten Umsätze erzielt wurden.

Die Entwicklung moderner Transportmittel hat auch für Sibirien einen großen Umschwung gebracht. Als 1869 der Suezkanal eröffnet wurde und die Dampfschiffe an-

fingen, den Indischen Ozean zu befahren, riß England den ganzen Teehandel an sich. Man richtete die Verpakkung so ein, daß der empfindliche Tee gegen Gerüche, die anfangs von den Maschinen der Schiffe ausgingen, gesichert war. Die Transportkosten wurden bedeutend niedriger und sicherer berechenbar. Dagegen konnte der Landweg nicht mehr aufkommen. Von Schanghai und von Hankau ging der Tee direkt nach London, das sich rasch zum Mittelpunkt des ganzen europäischen Teehandels entwickelte und sogar über Königsberg und Odessa Rußland versorgte. Nur auf den uralten Wegen der Steppen Asiens wurde noch Tee vertrieben. Nachdem die sibirische Eisenbahn fertiggestellt war, machte sich Rußland von den Londoner Märkten wieder freier. Moskauer Kaufleute ließen den Tee selber auf Schiffen von China nach Odessa kommen und versorgten damit nicht nur das europäische Rußland, sondern auch das ganze westliche Sibirien. Auf diesem Weg erfolgt die Teeversorgung Rußlands allmählich auch heute wieder, nachdem in den vergangenen Jahren der Transport auf der sibirischen Eisenbahn vorübergehend größere Bedeutung gewonnen hatte und ein Teil des Bedarfs sogar von Westeuropa nach Rußland eingeführt wurde. Der Karawanenverkehr erlosch auch im übrigen Sibirien fast ganz. Mittel- und Ostsibirien beziehen den Tee aus China heute direkt auf dem Schienenwege.

Verlor Sibirien die Landtransporte, so wurde dem Land das Entgangene durch die Entwicklung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen reichlich zurückgegeben. Obwohl die sibirische Eisenbahn ursprünglich gebaut wurde, um die militärisch-politische Stellung Rußlands in Ostasien zu stärken, so rechnete man doch auch mit wirtschaftlichen Wirkungen, die von einem solchen Unter-

nehmen ausgehen mußten. Die sibirische Eisenbahn wurde so gelegt, daß sie die großen Ströme überall an Stellen schnitt, von wo aus sie nach Norden und Süden Hunderte und sogar, wie der Irtisch und der Jenissei, Tausende von Kilometern schiffbar sind. So entwickelte sich lebhafter Dampferverkehr, an dem auch das Land weit von der Eisenbahn teilnahm. Nun erst trat Sibirien mit dem europäischen Handel in unmittelbare Verbindung. Der wichtigste Ausfuhrartikel wurde die Butter. Die erste Nation, welche die Steppe als Milcherzeugerin erkannte, waren die Dänen. Der große Buttermarkt Kopenhagens konnte dem immer mehr steigenden gewaltigen Bedarf Westeuropas nicht mehr nachkommen. Mit dem fortschreitenden Bau der sibirischen Eisenbahn zogen Dänen nach dem Osten und richteten längs der Bahn Molkereien ein. Sie kauften die Milch aus der ganzen Nachbarschaft, verarbeiteten sie für eigene Rechnung zu Butter und exportierten sie. Von diesen Privatmolkereien waren beim Ausbruch der Revolution nur noch wenige übrig geblieben, die dann in den Wirren der Zeit fast ganz verschwanden. Russische Bauern gründeten Genossenschaften und verarbeiteten die Milch selber. Die Butter verkauften sie an große dänische und deutsche Importhäuser, die in fast jedem größeren sibirischen Dorf bis zum Krieg oder zur Revolution wenigstens einen Vertreter hatten. Die Butterausfuhr schob sich mit der Bahn immer weiter von Westen nach Osten vor; fast jedes Dorf und jede Kosakenstaniza war irgendwie an den Butterweltmarkt angeschlossen. Hauptvertreter der Importhäuser sorgten für die Eisenbahnverladung. Im eisgekühlten Zug ging die Butter zu den Häfen der Ostsee, von wo sie Schiffe nach Kopenhagen, Hamburg, London und Rotterdam brachten. Die Vermittlungstätigkeit dieser Importhäuser

wird heute, allerdings unzureichend, von den Sowjetbehörden unterstützt. Ein Transport von etwa vier Wochen läßt die Butter nicht unbrauchbar werden. Sie wird am Verladungsort stark gesalzen und am Ankunftsort wieder entsalzen, so daß sie noch als Eßbutter verkauft werden kann. Jedenfalls übertrifft sie immer noch das Konkurrenzprodukt Australiens, das nach wochenlangem Transport auf den Londoner Markt kommt und unter die nicht besonders wählerischen englischen Käufer gebracht wird. Erstaunlich ist es, welch riesige Buttermengen aus Sibirien verschickt werden. Nach der Statistik kamen allein nach Deutschland — Mitteldeutschland und besonders das rheinisch-westfälische Industriegebiet waren regelmäßig Abnehmer der sibirischen Butter, die mit frischer gemischt wurde — vor dem Kriege sechshunderttausend Zentner sibirischer Butter im Werte von etwa fünfundsechzig Millionen Mark. Diese Zahlen sind aber nicht erschöpfend, da auch noch ein großer Teil der Butter, die aus Dänemark und Holland nach Deutschland kam, sibirischen Ursprungs war. Nicht die englische Abschließungstaktik, sondern der Ausfall der sibirischen Einfuhr hat die Butterknappheit im Kriege bei uns so fühlbar gemacht. Davon wurde auch England getroffen; denn dort konnte der Mangel an sibirischer Butter auch durch verstärkte Zufuhr von Australien während der Kriegszeit nur zum Teil ersetzt werden.

Außer dem Bargeld, das durch die Butterausfuhr nach Sibirien fließt, erhält das Land als Gegenleistung die Separatoren und sonstigen Maschinen, die für neuzeitliche Molkereien nötig sind. Sibirien kann diese Apparate nicht liefern, auch Rußlands Industrie ist dazu nicht imstande, und zwar heute noch weniger als früher. Dänemark und in zweiter Linie Deutschland lieferten den

starken und regelmäßigen Bedarf. Auch das Material zu Butterfässern muß Sibirien vom Ausland beziehen. Das ist in Hinsicht auf den riesigen Urwald Sibiriens überraschend. Es fehlt aber an Sägewerken, die das Holz so fein bearbeiten können, wie es der Frachtersparnis wegen für den Buttertransport nötig ist. Die sibirischen Wälder können viel weniger brauchbares Nutzholz liefern, als man glauben sollte; denn viele der Bäume sind angefault oder zerfressen, ein großer Teil der Wälder ist elendes Gestrüpp. Die Butterfässer kommen aus Skandinavien und Deutschland; die je zu einem Faß gehörenden Buchenbrettchen werden mit den nötigen Dauben zusammengepackt und so in Bündeln verschickt.

Das zweite große Ausfuhrgut Sibiriens sind die Häute von Schafen, Ziegen, Rindern und Pferden; sie kommen meist aus den Kirgisensteppen. Große Herden werden zu den Steppenjahrmärkten zusammengetrieben und von den Aufkäufern dann an die sibirische Bahn gebracht. Große Schlachthäuser, von denen die meisten früher in Privathänden waren und wovon viele zerstört sind, besorgen das Schlachten der Tiere. Das Fleisch wird leicht gefroren nach dem europäischen Rußland verschickt; die Häute gehen über den Markt von Nishnij-Nowgorod zum Teil eben dahin, zum größeren Teil aber nach Westeuropa, vorzugsweise nach Deutschland. Auch die sibirische Wolle ist wichtig. Allerdings kommt die meiste und beste Wolle gar nicht aus Sibirien, sondern aus der Mongolei, die für Wollproduktion ein besonders günstiges Klima hat. Wegen des strengen Winters und der kalten Sommernächte in den mongolischen Hochsteppen haben die Schafe einen besonders dichten, langhaarigen Pelz. Ihre Wolle ist sehr begehrt, gelangt in beträchtlichen Massen auf primitiven Saumpfaden zu den großen Flüssen Sibi-

riens und wird von da westwärts befördert. Da dieser Transport in normalen Wirtschaftszeiten einen wesentlichen Teil der Frachteinnahmen der sibirischen Verkehrsadern bildete, tat Rußland alles mögliche, um die Erschließung des östlichen Asiens durch Eisenbahnen zu verhindern, weil dann das ganze Gebiet an den Großen Ozean angeschlossen worden wäre.

Hinter diesen Ausfuhrartikeln steht das Pelzwerk weit zurück. Es wird noch immer in freier Jagd aus den nördlichen Tundren und in der Taiga gewonnen. Zum großen Teil wird es auf dem Jahrmarkt in Irbit verhandelt, wo sich früher Händler aus allen Ländern einfanden. Wohl den größten Teil erwarben die Leipziger Rauchwarenhändler. Heute liegt auch die Ausfuhr von Pelzwerk in den Händen der Sowjetorgane, die in Leipzig große Pelzauktionen veranstalten.

Das in Sibirien gewonnene Gold fließt heute wie früher in die russische Staatsbank. Nur ein verhältnismäßig geringer Teil wird über die chinesische Grenze geschmuggelt.

Die Ausbeute an anderen Metallen war auch im zarischen Rußland trotz der reichen Bodenschätze gering; Silber und besonders Kupfer stehen an erster Stelle. Die Gewinnung dieser Metalle ging an den meisten Stellen noch recht primitiv vor sich; hauptsächlich wurden Sträflinge als Arbeiter verwandt. Es war schwer, Leute für diese Betriebe zu finden, denn unter welch menschenunwürdigen Verhältnissen diese in abgelegenen Gegenden leben mußten, hat der Aufstand bei der Lena-Gesellschaft wenige Jahre vor dem Kriege grell an den Tag gebracht. Immerhin mehrten sich kurz vor dem Krieg die Pachtungen und Käufe erzreicher Gebiete durch Private beträchtlich. Brachte der Krieg hier einen Stillstand mit

sich, so vernichtete die Revolution jede private Tätigkeit überhaupt. Die Werke wurden nationalisiert und gingen dabei zum Teil in Flammen auf. Was von den Bolschewisten verschont geblieben war, litt dann unter den Kämpfen der Roten und Weißen und unter den Interventionstruppen der Tschechoslovaken, Japaner und Amerikaner. Sie alle haben durch Requisition, Konfiskation, Nationalisierung und einfachen Raub besonders das östliche Sibirien gebrandschatzt und jede Arbeit fast unmöglich gemacht. Erst das Vordringen der Truppen der fernöstlichen Republik, deren Regierung von Moskau aus in Tschita begründet wurde, bis Wladiwostok, brachte einige Ruhe und den Zusammenschluß mit Sowjetrußland.

Erzeugnisse des Ackerbaues, Getreide, kann Sibirien nicht ausführen. Einmal ist der sibirische Bauer zum Feldbau wenig geneigt; er arbeitet primitiv und erzeugt fast nur, was er zu seinem eigenen Bedarf nötig hat. Die Feldarbeit ist ihm zu umständlich; Viehzucht scheint ihm lohnender. Darum finden sich auch Viehweiden rings um das Dorf, die Felder indes sind weit abgelegen. Auch fallen die Ernten nur selten so günstig aus, daß Überproduktion vorhanden wäre; Überschüsse werden von den großen Waldgebieten Mittelrußlands völlig aufgenommen. Die in Sibirien gebauten Getreidesorten würden übrigens nur geringen Absatz haben. Da das Klima den Anbau der Winterfrucht unmöglich macht und auch im Sommer den Ackerbau erschwert, so baut man vorzugsweise harte Weizensorten. Aus dem daraus hergestellten Mehl läßt sich kaum ein brauchbares Brot bereiten, das unserem Geschmack genügen könnte. Auch die lange Eisenbahnfahrt würde das Getreide so verteuern, daß es nicht mit dem amerikanischen, dem ja für

die Zufuhr nach Europa der Wasserweg zur Verfügung steht, wetteifern könnte.

Übrigens sind wohl die einzigen Bewohner Sibiriens, die sich fleißig mit rationellem Ackerbau beschäftigen, die etwa dreißigtausend Deutschen im Omsker Gebiet, in der Nähe des Irtisch. Es sind Nachkommen jener Bauern, die im achtzehnten Jahrhundert unter Katharina der Großen aus ihrer sächsischen oder schwäbischen Heimat in das südliche und südöstliche Rußland hinübergezogen sind. Der ihnen ursprünglich zur Ansiedlung gebotene Raum wurde ihnen zu eng, obschon sie in bedeutend höherem Maße als die Russen ihren Betrieb wirtschaftlicher gestalteten. Daher zogen alle, für die an den alten Ansiedlungsstätten in der Krim, in der Gegend von Samara und Saratow kein Land mehr übrig war, nach Eröffnung der Bahn nach Sibirien. Sie erhielten nicht wie die russischen Ansiedler von der Regierung die großen Vergünstigungen — fast freie Fahrt, Überlassung des Bodens gegen eine geringe Grundsteuer, Lieferung von Material zum Hausbau, sondern mußten die großen Reisekosten selber bestreiten und das Land teuer von Kirgisen und Kosaken erwerben. Da sie sich anbauen mußten, wo sie Land erwarben, leben sie größtenteils in Einzelhöfen. Aber die Art, wie sie Wohnhäuser und Ställe bauen, ist dieselbe geblieben wie in der deutschen Heimat. Bemerkenswert ist auch, daß sie mit den Russen wenig Fühlung haben und sich meist russisch schlecht oder gar nicht verständigen können. Die wenigen russischen Worte, die sie während der Militärjahre erlernen mußten, vergaßen sie daheim bald wieder, wo sie, wie ihre eingewanderten Vorfahren, im sächsischen oder schwäbischen Dialekt sprechen.

Die größten Ziffern der Einfuhr Sibiriens fallen auf

landwirtschaftliche Maschinen. Davon bezieht Sibirien große Mengen besonders aus Amerika und nur einen geringen Teil aus Deutschland. Ins westliche Sibirien bis etwa Irkutsk kommen sie über London und Hamburg nach Petersburg über die baltischen Häfen und dann die riesige Landstrecke von vier- bis sechstausend Kilometer auf der Eisenbahn. Dadurch werden besonders für große Maschinen bedeutende Frachtsätze gefordert, oft bis zu sechstausend Rubel. Östlich von Irkutsk bezieht man diese Maschinen aus Wladiwostok, wohin sie auf dem Wasser von San Franzisko oder Vancouver gebracht werden. Der Umstand, daß der Kommunismus in Ostsibirien nicht über die wenigen Städte hinaus Macht gewann, das flache Land vielmehr „parteilos" blieb, ist neben den besonderen Lebensbedingungen hier auf die fernöstliche Regierung nicht ohne Eindruck geblieben. Die durch den „Nep" — „Neue ökonomische Politik" Lenins 1921 — ermöglichte privatkapitalistische Betätigung bietet in Ostsibirien zurzeit mehr Aussichten als im übrigen Rußland. In Wladiwostok haben ausländische Banken ihre Kontore geöffnet. Die Aufnahme von Geschäftsverbindungen mit der Mandschurei und Ostsibirien sowie die Ausfuhr zu den Häfen des fernen Ostens sind aussichtsreich.

Aus allem geht hervor, daß die Eröffnung der sibirischen Eisenbahn eine große Umwälzung in das Wirtschaftsleben Sibiriens gebracht hat. Die Entwicklung Sibiriens in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Krieg zeigte, wozu das Land fähig ist. Aber der größte Teil des Landes harrt noch der Erweckung. Eine Eisenbahnlinie genügt für die Bedürfnisse Sibiriens nicht. Große besiedelte Gebiete liegen weit von der Eisenbahn und warten auf Verkehrswege, die sie mit dem Weltverkehr in Verbindung bringen sollen.

Das alte Rußland verwandte zu seinem eigenen Schaden seine Kraft lieber auf eine ständige Ausdehnungspolitik als auf die gesunde innere Entwicklung des Landes, besonders Sibiriens. Das neue Rußland folgt diesem Vorbild, wenn auch in anderer Weise und mit anderen Mitteln. Sibirien ist leider auch heute noch für Moskau nicht sehr viel mehr als die Ablagerungsstätte politisch unerwünschter Elemente. Dabei würde die Lösung der Aufgaben, die das ungeheure Gebiet an Rußland stellt, dem Land von größtem Vorteil sein.

Sibiriens wirkliche Erschließung kann nur unter privatwirtschaftlicher Beteiligung nach Abkehr von den jetzigen russischen Wirtschaftsmethoden erfolgen. Das lehrt die alte und noch vielmehr die neueste Erfahrung. Dann aber wird Sibirien das Land überraschender Möglichkeiten sein. Sein Boden ist jungfräulich. Der ungeheure Reichtum seiner Schätze fast aller Art kann wegen der bisherigen geringen und mangelhaften wissenschaftlichen wie praktischen Erforschung nur geahnt werden.

Buchstabenrätsel

Schließt „b" das Wort, schmückt's heiter
Im Lenze Baum und Strauch;
Mit „s" bringt's rasch dich weiter,
Doch, ach! zum Stillstand auch,
Wenn draus aus Feuerschlunde
Die Todeskugel saust.

Mit „s" aus trift'gen Gründen
Uns vor dem Worte graust.
Und steht's mit „t" im Bunde,
Vermittelt uns das Wort
Gedanken, Wunsch und Kunde
Und Gruß von Ort zu Ort.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Lebensdauer der Tiere

Von Fr. Burger

Das Lebensalter der Tiere festzustellen, gehört nicht zu den leichtesten Aufgaben der Wissenschaft, sobald sie über den Kreis der Haustiere hinausgreift. Wohl gibt es ziemlich umfangreiche Zahlenangaben über besonders hohe Alter von Tieren, die in der Gefangenschaft gehalten wurden. Aus diesen Zahlen darf man aber nicht ohne weiteres schließen, welches Alter freilebende Tiere erreichen können. Besonders große Tiere werden in der Gefangenschaft nicht alt. Ein Zeichen dafür, daß ihnen vieles fehlt, was das freie Leben bietet, ist es, daß sich viele gefangene Tiere trotz bester Pflege nicht fortpflanzen, oder daß die Jungen lebensunfähig sind. Seltener, aber doch zuweilen, verlängert der Aufenthalt in der Gefangenschaft das Leben. Das wird öfters von Vögeln angenommen, die sich in großen Flugkäfigen verhältnismäßig frei bewegen und vor Feinden und schädlichen Witterungseinflüssen besser als in der Natur geschützt sind.

Will man die Lebensalter von Tieren bestimmen, so kommt es weniger auf hohe Jahresziffern an, die ausnahmsweise von einzelnen erreicht wurden, man muß Durchschnittszahlen festzustellen suchen. Das ist jedoch bei freilebenden Tieren, auch wenn sie nicht selten sind, so schwer, daß die Wissenschaft auf diesem erst neuerdings von Professor E. Korschelt eingehender behandelten Gebiet noch nicht zu abschließenden Ergebnissen gelangen konnte.

Das älteste uns bekannte Tier war eine Riesenschildkröte, die W. Rothschild dem Londoner Zoologischen Garten schenkte. Sie stammte von der Egmontinsel des Chagosarchipels im Indischen Ozean. Dort wurde sie

1737 gefangen, war aber damals schon ausgewachsen; da diese Tiere langsam wachsen, nimmt man an, daß die Schildkröte dreihundert Jahre alt wurde. Riesenschildkröten sind nachweisbar zweihundert und mehr Jahre alt geworden.

Auch andere Reptilien, so die Krokodile, werden sehr alt, obwohl die Angaben von Eingeborenen, die bestimmte Krokodile an ein und derselben Stelle schon seit Menschengedenken aus den Überlieferungen ihrer Eltern und aus eigenen Beobachtungen kennen wollen, vorsichtig aufgenommen werden müssen. Im Pariser Naturhistorischen Museum sind Krokodile über vierzig Jahre gehalten worden.

Auch bei den Riesenschlangen ist es nicht richtig, aus dem Alter, das sie in der Gefangenschaft erreichen, die auf sie gewiß nicht lebenverlängernd wirkt, auf die Dauer ihres Daseins in freier Natur zu schließen. Diese Reptilien werden in zehn Jahren gewöhnlich sieben Meter lang, dann aber wachsen sie, wie auch die Krokodile, langsamer. Zehn Meter lange indische Gitterschlangen oder ebenso große südamerikanische Anakondas werden deshalb als ziemlich alt geschätzt.

Übrigens werden nicht nur große Tiere sehr alt. So erreichte in der Hamburger „Naturhistorischen Vereinigung" eine Blindschleiche ein Alter von dreiunddreißig Jahren. Überraschend ist, daß nach genauen Beobachtungen gewisse Käfer sieben bis elf Jahre alt werden können. Heimische Bockkäferlarven lebten zehn Jahre, bis sie sich verpuppten und in Käfer verwandelten. Erstaunlicher aber ist das Alter gewisser Prachtkäferlarven, die nicht weniger als siebenundzwanzig Jahre lebten; amerikanische Bockkäferlarven brachten es auf achtundzwanzig, ja sogar einmal auf fünfundvierzig Jahre. Wahrscheinlich verfielen sie

oft in ausgedehnte Ruhezustände, wodurch es ihnen möglich wurde, so lange Zeit zu überdauern.

Daß niedere Tiere ein kürzeres Leben haben als höhere, ist nicht richtig. Ein Blutegel kann bis siebenundzwanzig Jahre alt werden; er wächst langsam und wird erst im vierten oder fünften Jahre fortpflanzungsfähig. Regenwürmer brachten es in Gefangenschaft schon oft auf zehn Jahre. Andere Ringelwürmer dagegen leben höchstens ein Jahr, oft sogar nur vier Monate.

Für den Menschen wenig angenehm ist die lange Lebensdauer mancher schmarotzender Würmer. Ausgebildete Bandwürmer sollen sich zwanzig, fünfundzwanzig, ja sogar fünfunddreißig Jahre im menschlichen Darm aufgehalten haben. Solche Angaben sind allerdings nicht ganz zweifelfrei, da es schwer festzustellen ist, ob es sich immer um dieselben Tiere oder um ihre Nachkommen gehandelt hat.

Unter den Muscheln erreichen manche, beispielsweise die Riesenmuschel des Indischen Ozeans, ein Alter von sechzig bis hundert Jahren. Das erscheint bei der Größe dieser Art nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß ihre Schalen oft als Taufbecken in Kirchen von Schifferdörfern Verwendung finden, und ein Muskeldruck des lebenden Tieres genügt, um den Arm eines erwachsenen Mannes zu zerquetschen. Die Auster wird höchstens zehn Jahre alt, während die ausgestorbenen Riesenaustern, ihrem gewaltigen Schalenumfang nach zu schließen, viel länger gelebt haben müssen.

Auch in unserem Süßwasser kommt eine sehr alt werdende Art vor, die Flußperlmuschel. Sie erreicht im Durchschnitt Methusalems hundertjähriges Alter, doch wurden auch hundertfünfzigjährige Tiere einwandfrei festgestellt. Von unseren Sumpfschnecken lebt keine so

lange. Die älteste von ihnen, die lebendig gebärende Sumpfschnecke, bringt es auf acht bis zehn Jahre, während andere Arten durchschnittlich zwei, höchstens drei Jahre erreichen. Als eine der hochbetagtesten Landschnecken darf wohl eine in Suffolk in England beobachtete Weinbergschnecke gelten, die achtzehn Jahre alt wurde. Meist lebt die als Fastenspeise beliebte Schnecke nur fünf bis sechs, höchstens neun Jahre. Andere Landschnecken, beispielsweise die gegen Trockenheit höchst empfindlichen Glasschnecken, sind nur einjährig.

Schwer ist auch das Alter von Fischen festzustellen. Aber jeder hat schon gehört, daß Hechte und Karpfen ein beträchtliches Alter erreichen können. Hechte sollen hundertfünfzig, Karpfen sogar zweihundertfünfzig Jahre erreichen. Ob diese Zahlen einwandfrei sind, ist fraglich. Auch große Welse erwecken wegen ihres langsamen Wachstums den Eindruck hohen Alters. Ganz auf Vermutungen angewiesen ist man über die Lebensdauer großer Seefische.

Was man vom Alter der Vögel weiß, beruht gleichfalls auf Feststellungen an gefangenen Tieren. Es ist auch nicht verwunderlich, daß meist besonders hohe Alterszahlen der Aufzeichnung für wert gehalten worden sind.

Raubvögel scheinen hochbetagt zu werden. In Wien wurde ein weißer Aasgeier hundertein, ein Goldadler hundertvier und ein fahler Geier hundertachtzehn Jahre gehalten. Aber auch die kleineren Falken und Eulen werden über hundert Jahre alt. Manche Raubvögel sollen sogar bis an hundertfünfzig Jahre in Gefangenschaft gewesen sein; ebenso Papageien und Schwäne; besonders von Papageien ist es verbürgt.

Schwäne, Saatgänse und Eiderenten werden hundert, Hausgänse bis zu achtzig Jahre alt. So zähe Braten

könnte gewiß niemand verdauen. Störche bringen es auf siebzig, Tauben auf vierzig, bisweilen sogar auf mehr als ein halbes Jahrhundert; Möwen werden vierzig bis vierundvierzig Jahre alt. Haushühner können, auch wenn ihnen der Mensch kein vorzeitiges Ende bereitet, nur fünfzehn bis zwanzig Jahre erreichen.

Kleinere Vögel haben keine kürzere Lebensdauer. Über gefangengehaltene Singvögel liegen verläßliche Aufzeichnungen vor. Zwei Gartengrasmücken von derselben Brut wurden siebzehn und vierundzwanzig Jahre lang gepflegt. Amseln werden durchschnittlich achtzehn, Sperlinge zwanzig Jahre alt. Es ist also falsch, die Vögel für gebrechliche Geschöpfe zu halten. Genauen Beobachtungen nach darf man ruhig annehmen, daß viele Vögelfamilien sogar langlebiger als die meisten Säugetiere sind.

Unter den Säugetieren sind es unsere Haustiere, an denen die einwandfreiesten Durchschnittszahlen festgestellt werden konnten.

Pferde werden gewöhnlich vierzig Jahre, unter günstigen Umständen auch fünfzig und sechzig Jahre alt. Das sind aber Ausnahmen. Wilde Verwandte der Pferde konnten in der Gefangenschaft nur viel kürzere Zeit gehalten werden: Zebras zweiundzwanzig, Wildesel bis zu zwanzig Jahren. Ein Quagga des Londoner Zoologischen Gartens blieb neunundzwanzig Jahre am Leben.

Das höchste Alter unseres treuesten Hausgenossen, des Hundes, wird meist überschätzt. Nicht selten findet man zwanzig bis sechsundzwanzig, sogar dreißig und vierunddreißig Jahre angegeben. Das sind seltene Ausnahmen. Gewöhnlich zeigen sich schon bei zwölfjährigen Hunden Alterserscheinungen: Ergrauen und Struppigkeit des Felles und Abstumpfung der Sinnesorgane. Eine ebenso-

lange Lebensdauer wird dem Wolf zugeschrieben, indes der Fuchs nur zehn Jahre alt zu werden scheint.

Ebenso alt wie der Fuchs wird auch unsere Hauskatze. Einzelne Tiere brachten es allerdings zu achtzehn und zwanzig, ja sogar bis zu dreiundzwanzig Jahren. Auch ihre großen Verwandten bleiben nicht lange am Leben. Das durchschnittliche Alter von Löwen schätzt man auf fünfundzwanzig, die höchste Lebensdauer auf vierzig Jahre; in der Gefangenschaft wurden sie jedoch noch nie älter als siebzehn Jahre. Tiger sollen in Freiheit ungefähr ebenso alt wie Löwen werden. Bären leben länger. Selbst in der Gefangenschaft soll man manche schon an fünfzig Jahre gehalten haben.

Nicht so alt wie das Pferd wird das Hausrind, höchstens dreißig, meist aber nur zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre. Aber das kommt nur selten vor, da meist der gewaltsame Tod durch das Beil des Metzgers sein Ende viel früher herbeiführt. Ebenso ergeht es dem Schaf, das sonst vierzehn bis fünfzehn, nach anderen Angaben auch zwanzig Jahre erreichen könnte. Auch die Hausziege wird nur zwölf bis fünfzehn Jahre alt; Gemsen leben zwanzig bis fünfundzwanzig, Steinböcke sogar dreißig Jahre.

Gleich alt wird auch der Edelhirsch; das Reh lebt nur halb so lang. Die Lebensdauer des Damwildes beträgt etwa zwanzig, die des Renntieres höchstens sechzehn Jahre. Der Elch soll es nur auf zwanzig Jahre bringen.

Große Tiere wachsen meist langsam und erreichen ein hohes Alter. Vom Flußpferd und dem Nashorn kennt man nur auf das Freileben nicht passende Angaben über gefangene Tiere. Flußpferde wurden neununddreißig, Nashörner bis zu fünfundvierzig Jahre in Zoologischen Gärten gehalten. Da sich der Elefant als Haustier dem menschlichen Zwang besser anpaßt, ist man über die

Alterszahlen dieser Tiere besser unterrichtet. Man hat Elefanten auf hundertfünfzig bis zweihundert Jahre geschätzt. Das erscheint nicht zu hoch, wenn man bedenkt, daß sie erst mit zwanzig, oft sogar erst mit dreißig Jahren fortpflanzungsfähig werden und die Tragzeit zwanzigeinhalb Monate währt. Diese Tiere, die immer nur in großen Zwischenräumen ein einziges Junges zur Welt bringen, müssen wohl alt werden, wenn sich die Art überhaupt erhalten soll.

Das Schwein stirbt als Haustier selten einen natürlichen Tod. Darum kann man sein Alter nur im Vergleich zu wilden Verwandten auf zwanzig bis dreißig Jahre schätzen.

Unter den Nagetieren erreicht mit fünfzig Jahren das höchste Alter der Biber. Feldhasen sind verhältnismäßig kurzlebig; sie bringen es auf höchstens acht, Kaninchen nur auf höchstens sieben Jahre. Zäher sind die Eichhörnchen. Das nordamerikanische Katzenhörnchen kann fünfzehn Jahre alt werden, unser Eichhörnchen dagegen höchstens neun bis zehn. Meerschweinchen leben durchschnittlich acht, Murmeltiere in der Freiheit fünfzehn, Stachelschweine bis zu zweiundzwanzig Jahre.

Ungewiß ist man über das Alter der höchststehenden Säugetiere, der Menschenaffen. Die kurze Lebensdauer in Gefangenschaft gibt ein falsches Bild. In der Freiheit werden Schimpanse, Orang-Utan und Gorilla wohl ebenso alt, wenn nicht älter als der Mensch. Ebenso ist es mit den kleineren Affenarten, für die zwölf, ja sogar vierundzwanzig Jahre in Gefangenschaft beglaubigt sind. Ein gefangener Kapuzineraffe brachte es sogar auf einundvierzig Jahre, ein Hinweis, daß die Lebensdauer dieser Affen in Freiheit ziemlich hoch sein dürfte.

Aus allem ergibt sich, daß Größe und geringe Beweg-

lichkeit keineswegs, wie man glauben möchte, allein hohe Lebensdauern bedingen. Welche inneren oder äußeren Umstände für die Lebensdauer maßgebend sind, läßt sich nicht eher feststellen, als bis es gelingt, sichere Angaben über das Alter von freilebenden Tieren beträchtlich zu vermehren. Ob dies aber je in befriedigender Weise möglich werden kann, erscheint zweifelhaft. Jeder, auch der Laie, sollte dazu beitragen, durch sorgfältige Beobachtungen und genaue Angaben unser noch recht mangelhaftes Wissen zu fördern.

Trost in dir

Wenn alle dich verlassen —
Verlaß dich selber nicht!
Dann kann dein Stern erblassen,
Doch nie verlöscht sein Licht.

Wer wird sich werfen lassen
Von jedem Schicksalsschlag?
Empfang ihn fest, gelassen —
Nach Nacht wird wieder Tag.

Vielleicht, daß dir zu fassen
Noch mal das Glück gelingt,
Dann darfst du's nimmer lassen,
Ob es auch springt und ringt.

Ein mutiges Selbsterfassen
Ist, was zumeist gebricht —
Wenn alle dich verlassen,
Verlaß dich selber nicht!

Wilhelm Hamm

Unser zweites Preisrätsel

Bilderrätsel



Wir bitten unsere Leser, die Bestimmungen auf der zweiten und dritten Anzeigenseite vor dem Text des zweiten Bandes für die Einsendung der Lösungen unserer Preisrätsel zu beachten

Mannigfaltiges

Die Neidsucht, ein häßlicher Fehler

Neid ist ein häßlicher Fehler. Oft trägt er in sich die Strafe, wie die folgende Geschichte eines Töpfers lehrt.

Einst lebte zur Zeit des Buddha Thumayda am Ufer des Ganges ein Töpfer, benachbart einem Wäscher, welcher der Wohlhabendste in der Stadt war. Dieser, ein guter Arbeiter und immer zufrieden, durfte mit einer großen Kundschaft rechnen. Er lebte deshalb sorglos und angenehm. Der Töpfer, weniger vom Glück begünstigt, ward so eifersüchtig, daß er sich entschloß, allen Verkehr mit dem Nachbar zu brechen.

Indes arbeitete der Wäscher brav und fleißig, war gut zu allen, kümmerte sich nicht um die schlechte Laune des Töpfers und lebte sonst behaglich weiter. Der Töpfer wollte ihm einmal einen schlechten Streich spielen. Er ging zum Landesfürsten, einem braven Mann, der den Ruf genoß, nicht klug zu sein, und sprach zu ihm: „Der Elefant Eurer Majestät ist ganz schwarz, aber ich kenne einen Wäscher, meinen Nachbar, der vieles vermag. Wenn Ihr von ihm verlangt, ihn weiß zu waschen, wird er es fertigbringen. Dann würdet Ihr ein ‚Tsinbiuschin', ein ruhmreicher Besitzer eines weißen Elefanten werden!"

So sprach der Töpfer und erwartete, daß der König verlangen würde, der Wäscher solle den Elefanten weiß waschen, denn er sagte sich, daß dieser es nicht könne, deshalb in Ungnade fallen und seine Kunden vom Hofe verlieren würde. Dann ging es mit seinem Wohlstand zu Ende.

Als der König das vernommen, schien er zuerst überrascht und wollte hell auflachen, doch, da er seit langem den Wunsch hegte, einen weißen Elefanten zu besitzen, sagte er sich, daß der Töpfer vielleicht wahr geredet habe. Er wollte es versuchen.

Ohne lange zu überlegen, ließ er den Wäscher rufen und gab ihm zum Ergötzen der Höflinge den Befehl, er solle den Elefanten weiß waschen.

Der Wäscher wollte eben sagen, daß er den Spaß gut fände, aber als er die ernste Miene sah, und da er wußte, daß der König

ebenso grausam als beschränkt war, blieb er auch ernst. Er ahnte, daß der Töpfer bei dieser Geschichte seine Hände im Spiel habe, und sprach: „Majestät, den Befehl, den ich eben vernahm, will ich nach bestem Willen und Können ausführen, doch glaube ich, daß Euch nicht bekannt ist, daß wir zum Waschen ein Tongefäß, heißes Wasser und Seife brauchen. Ich habe aber kein so großes Gefäß, um den Elefanten darin waschen zu können."

Der König überlegte nicht lange, denn er sagte sich, ein solches Gefäß müsse der Töpfer machen. Er ließ ihn kommen und sprach zu ihm: „Deinem Rat folgend soll der Elefant gewaschen werden. Der Wäscher braucht dazu ein großes Tongefäß. Ich befehle dir, ein solches zu machen!"

Als der Töpfer das vernahm, war er nicht wenig verblüfft. Nahe war er daran, dem König alles zu gestehen, aber sein Haß war eben so groß, daß er sich entschloß, den großen Behälter herzustellen. Er rief seine gesamte Verwandtschaft und alle seine Freunde zusammen, um den großen Topf in seinem Garten zu machen. Nach mehreren Tagen glückte es ihm, einen Waschzuber zustande zu bringen, in dem der Elefant Platz finden konnte. Der Zuber wurde zum König gebracht, der sofort den Wäscher kommen ließ. Dieser goß in den Behälter heißes Wasser, warf Seife hinein und sagte, daß es bald so weit sei, den Elefanten in den Zuber zu bringen.

Palastwächter führten das schwerfällige Tier herbei. Kaum hatte der Elefant einen Fuß darein gesetzt, da brach das Gefäß in tausend Scherben.

Das Unglück wurde dem König hinterbracht, der dem Töpfer befahl, einen anderen Zuber zu machen. Aber auch dieser zerbrach. Mit einem dritten und vierten Zuber und noch vielen anderen ging es nicht besser. Alle zerbrachen.

Einige waren so dick, daß man das Wasser nicht zum Sieden bringen konnte, andere so dünn, daß der Elefant, sobald er hineintrat, sie in tausende Stücke brach. Über dieser unmöglichen Arbeit vernachlässigte der Töpfer sein Gewerbe und war bald ruiniert. Er wäre zum Bettler geworden, wenn ihm der Wäscher nicht verziehen und die Hand zum Frieden geboten hätte.

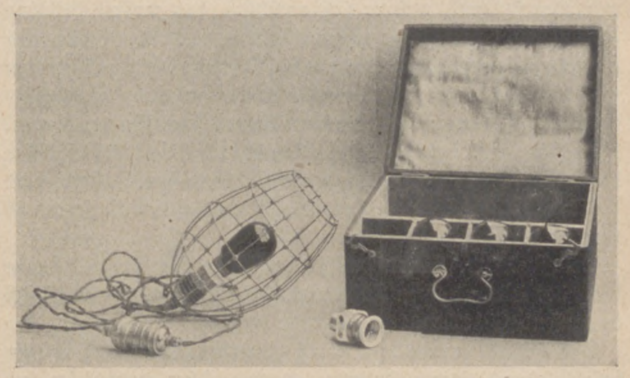
Der Töpfer, in seine eigene Falle gegangen, war zum betrogenen Betrüger geworden. —

Wer andere durch Falschheit schädigen will, kommt selber zu Schaden. Welch ein armer, elender Mensch ist jener, der neidisch ist. Fliehet vor Leuten, die durch Neid zu schlechten, hinterlistigen Taten fähig sind. Jedem wird sein Schicksal, möge es glücklich oder unglücklich sein. Aber der größte Reichtum eines Menschen sind Tugend, Liebe und Güte.

Aus dem Birmanischen übersetzt von Dr. Max Funke.

„Ela", der elektromagnetische Lichtbadapparat

Wem wäre unbekannt, daß die natürlichen Kraftquellen Licht und Wärme bedeutende Wirkungen auf alle Organismen haben? Wer hätte nicht schon Pflanzen gesehen, die, in einem lichtarmen



„Ela", der elektromagnetische Lichtbadapparat.

Winkel stehend, verkümmerten und dahinsiechten? Die Elendskrankheit, die Rhachitis, hat als eine der vielen Ursachen, die dieses Leiden bedingen, das Leben, richtiger kränkliche Vegetieren in lichtlosen, sonnengemiedenen Räumen. Bringt man kümmernde Pflanzen wieder ins Licht, so erholen sie sich oft überraschend schnell. Rhachitische Kinder genesen gleichfalls in durchsonnter Luft, am auffallendsten in Höhenlagen gewisser Kurorte. Weil

aber diese Heilstätten nicht von allen aufgesucht werden können, erdachte die Wissenschaft in der künstlichen „Höhensonne" einen Lichtheilapparat, mit dem große Erfolge erzielt werden, die leider noch nicht allgemein genug bekannt sind. Nicht nur die natürlichen Kraftquellen Licht und Wärme sind wohltätig und heilwirkend, auch die künstlichen, dem elektrischen Strom entnommenen Kräfte wirken bedeutend auf gesunde und kranke Organismen. So haben wissenschaftliche Versuchsanordnungen den Nachweis erbracht, daß durch Ausstrahlung elektrischer Wellen das Wachstum der Pflanzen hochgradig gesteigert werden kann. Nach wissenschaftlichen Forschungen steht fest, daß farbiges Licht und Elektromagnetismus auf den tierischen und menschlichen Organismus heilkräftig zu wirken vermögen. Diese Heilfaktoren sind in dem elektromagnetischen Lichtbadapparat „Ela" im besten Sinne vereinigt. Ein Magnet, der in die Lampenfassung eingebaut ist, erzeugt in Verbindung mit verschiedenfarbigen Medizinallampen und Metallteilen ein wirbelndes elektromagnetisches Ätherkraftfeld. Die dabei freiwerdenden Strahlen erreichen eine gewisse Tiefenwirkung.

Der Apparat ist so eingerichtet, daß man jeweils eine von fünf verschiedenfarbigen Medizinallampen anwenden kann, die bei besonderen Leiden als wirkungsvoll erprobt sind, und kann an jede vorhandene Steckdose oder Kontaktschraube eingeschaltet werden. Ist das geschehen, so legt man den Korb, in dem sich die jeweils eingesetzte Lampe befindet, ins Bett und bedeckt sich gut, so daß kein Licht aus dem Bett entstrahlt. Bald empfindet man wohlige Wärme, die den Körper durchrieselt. Wenn die Temperatur zu hoch wird, stellt man den Strom durch den zu diesem Zweck bestimmten Schalter ab. Der für den Hausgebrauch bestimmte Apparat wirkt in vielen Fällen so bedeutend, daß man ihn als lindernden und heilenden Faktor immer wieder benützen wird.

H. H.

Worte von Joseph Görres (1776—1848)

Könnte das Schwert auf Erden ein bleibend Recht erwerben, schon Babylon wäre nicht gefallen, nicht das Reich der Parsen;

Alexanders Herrschaft und die Römermacht, einmal gegründet, hätten immerdar geblüht: aber so hat Gewalt die Gewalt von jeher abgetrieben, und es ist die ärgste aller Gewaltsamkeiten, ein Volk zu einem unnatürlichen Frieden zu nötigen.

Immer „ritterlich" und höflich

Eines Morgens hatte der Herr eines schloßartigen Besitzes in der Nähe von Paris kaum das Haus verlassen, als ein elegant gekleideter Herr mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch des Fracks erschien. Wer diese Auszeichnung trägt, gehört zu den angesehensten Männern Frankreichs, wo es immer nur vierzig Auserwählte unter den Lebenden gibt, die sich „Ritter" dieser Legion der „Unsterblichen" nennen dürfen.

Als der Bediente dem Besucher sagte, sein Herr wäre eben weggefahren und käme höchstwahrscheinlich vor Abend nicht zurück, ging der Fremde, ohne zu fragen, in das Arbeitszimmer des Hausherrn, setzte sich an den Schreibtisch und verlangte Papier, um einige Zeilen für den Herrn des Schlosses zu hinterlassen.

Während er schrieb, schickte er den Diener hinaus, um ihm ein Glas Wasser zu holen.

Als der Diener mit der erbetenen Erfrischung zurückkam, gab ihm der Fremde das versiegelte Billett und verließ das Haus. Am Abend kehrte der Besitzer des Schlosses heim, öffnete das Billett des „Ritters" und las: „Suchen Sie Ihre brillantenbesetzte Uhr und die kostbaren Ringe, die ich heute auf Ihrem Kamin fand, nicht, denn ich erlaubte mir, diese wertvollen Sachen an mich zu nehmen. Ihr Bedienter ist ein ehrlicher Mann; es würde mir leid tun, geriete er in falschen Verdacht. Aber er ist ein Tölpel, sonst hätte er einem ihm unbekannten Fremden den Eintritt in Ihr Zimmer versagt. Ob Sie ihn deshalb entlassen werden, überlasse ich Ihnen. Nötig ist es wohl nicht, denn Sie dürften in diesem Augenblick gewiß beide gewitzigt sein. Ich hoffe, daß Sie diesen wohlgemeinten Rat als kleine Entschädigung für die Wertsachen annehmen werden, die ich mir aus Ihrem Hause zu holen erlaubte, die Sie übrigens so leicht nicht wieder aus-

findig machen dürften. Ich empfehle mich Ihnen als Unbekannter, der es aus begreiflichen Gründen zu bleiben wünscht, ergebenst." K. L.

Ein unwahres Sprichwort

„Dumm wie eine Gans" ist zwar ein altes Sprichwort, ob es aber wahr ist, darf mit Recht bezweifelt werden. Daß Gänse wachsam sind, wird mancher schon gehört haben. Und ebenso bekannt dürfte die Geschichte der Rettung des Kapitols im alten Rom sein, die man der Wachsamkeit der Gänse verdankte. Als nächtlicherweile Feinde die Mauern des Kapitols erstiegen, merkten die Gänse, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und weckten durch aufgeregtes Geschnatter die pflichtvergessenen Wächter. Es gab Alarm, und der Feind konnte verjagt werden.

Wer einmal im Zirkus oder im Varieté dressierte Gänse gesehen und ihre Kunststückchen bestaunt hat, wird nicht mehr so leichthin und verächtlich von den „dummen Gänsen" reden.

Was man von Tierhaltern über Gänse erzählen hört, ist auch nicht danach, das Sprichwort berechtigt erscheinen zu lassen. So berichtete ein schlesischer Gutsbesitzer folgendes: Ein junger streitlustiger Hahn rupfte auf dem Hofe täglich einer Gans, sooft er ihr begegnete, Federn aus. Lange ließ sich das Tier die Angriffe geduldig gefallen, bis der Hahn einst in der Nähe des Gutsteiches wieder über die Gans herfiel. Diesmal ergriff die Gans den frechen Angreifer mit dem Schnabel, schleppte ihn ins Wasser und tauchte ihn unter, bis er ersäuft war. Nun hatte sie endlich Ruhe.

Ein Pfarrer im Oldenburgischen erzählte folgendes: „Ein grauer junger Gänserich suchte bei mir Schutz vor einem weißen Artgenossen, der das Tier immer auf der Wiese angriff und mißhandelte; offensichtlich war der weiße dem grauen Gänserich an Kraft und Gewandtheit überlegen. Als das Tier sich zu mir flüchtete, erriet ich sogleich, warum das geschah, und hielt zum Scherz den weißen Raufbold so lange fest, bis der graue Unterlegene dem Feinde einige derbe Schnabelhiebe versetzt hatte. Die Feindseligkeiten waren seitdem zu Ende.

Der graue Gänserich aber folgte mir von da ab mit freudigem Geschrei, sooft er mich erblickte. Eines Tages mußte ich den Hof überschreiten, um nach dem nächstgelegenen Dorf zu gehen. Ich hörte des grauen Gänserichs bekannte Stimme, sah aber, daß er mir nicht folgen konnte, weil die Pforte zum Hof ins Schloß gefallen war. Eine gute Strecke lag schon hinter mir, da vernahm ich neben mir das Rauschen der Flügel eines großen Vogels, und an meiner Seite ließ sich der Gänserich schnatternd nieder. Er begleitete mich so, bald fliegend, bald gehend, und kehrte mit mir zurück. Wenn ich fortging, mußte der Gänserich eingesperrt werden, da er mich immer begleiten wollte."

Daß Tierdresseure, die sich mit Gänsen abgegeben haben, die Klugheit und Willigkeit dieser Geschöpfe nicht genug loben können, ist leicht verständlich. Sie wissen am besten, daß die sprichwörtliche Dummheit der Gänse nicht der Wahrheit entspricht. E. T.

Der kluge Wesir

Ein lasterhafter, dem Trunk ergebener König rief einmal aus: „Niemals erlebte ich einen angenehmen Augenblick! Ich kann nicht einmal Gut von Böse unterscheiden. Und Sorge kenne ich auch nicht."

Ein Bettler, der unter einem Fenster des königlichen Palastes lag, hörte diese Worte und rief: „O König, ich verstehe, daß dich keine Sorge um deinetwillen bewegt, aber wirst du auch keine für mich haben?"

Dieser Gedanke gefiel dem König. Er zeigte dem Armen eine Börse mit Gold angefüllt und sprach: „Halte deinen Rock auf!"

Da rief der Arme: „Wie könnte ich meinen Rock aufhalten, ich habe ja keinen."

Bewegt von solchem Elend sandte der König ihm einen Rock und eine Geldbörse.

In drei Tagen war das Geld verpraßt, und der Arme kam wieder.

*

Geld verschwindet schnell unter den Fingern. Geduld haust nie in den Herzen der Geliebten, und das Wasser verharrt nicht in der Rinne.

*

Der König dachte nicht mehr an den Armen. Da sprach man von seinem Zustand. Der Herrscher wurde wütend und rief: „Jagt den Elenden fort! Jagt den Narren weg, der in drei Tagen so viel Geld verschwenden konnte. Er weiß offenbar nicht, daß unser Geld im Staatsschatz für die Unglücklichen bestimmt ist und nicht für Teufelskerle!"

*

So ein Dummkopf, der am hellichten Tag eine wohlriechende Kerze anzündete, wird bald gewahr werden, daß seine Lampe für die Nacht kein Öl mehr haben wird.

*

Ein weiser und ergebener Wesir sprach zum König: „Herr, ich erachte es für nötig, solchen Menschen monatlich eine kleine Pension auszusetzen. So können Sie nicht alles auf einmal ausgeben. Dein Befehl, den Unglücklichen zu strafen und des Landes zu verweisen, ist eines Weisen unwürdig. Warum ihm erst Freude bereiten, um ihn dann umso strenger zu strafen!"

*

Nie darf man Wünschen die Tür öffnen, denn wenn sie einmal offen steht, kann man sie nimmer schließen.

Aus dem Persischen übersetzt von Dr. Max Funke.

Tierfreundschaft

Wir sind so daran gewöhnt, daß artgleiche ebenso wie artfremde Tiere einander feindlich sind, daß man sich immer wieder wundert, davon zu hören, wenn besonders naturgegebene Abneigungen überwunden werden und Freundschaften zwischen Geschöpfen entstehen, die sich einander zuvor sogar recht abgeneigt zeigten.

Tierhaltern ist mancher Zug dieser Art bekannt, sie sind aber doch nicht immer in der Lage, genau anzugeben, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen eine auffällige Freundschaft zustande kam. Manchmal ist es dem Einfluß des Menschen zu verdanken, daß schlechte oder gespannte Beziehungen unter Tieren in ein wenigstens erträgliches Verhältnis verwandelt werden.

In solchen Fällen ist ein Tier meist dahin gebracht worden, seine angeborenen Abneigungen zu unterdrücken; es kommt dann aber nur zu einer Art erzwungener Duldung und nicht zur Kameradschaft.

Auf einem Hofe lebten mehrere Kaninchen, von denen zuletzt nur noch eines übrig blieb. Da es dem Häschen im Stall wohl zu einsam geworden war, schlüpfte es oft heraus und suchte unter den Tieren im Hof nach Anschluß. Hühner und Gänse wollten von dem Vierbeiner nichts wissen, hackten mit den Schnäbeln nach ihm und trieben das Kaninchen in seinen Stall. Unter den größeren Tieren, die sich auf dem Gute befanden, fand es erst recht keine Geneigtheit zur Anknüpfung kameradschaftlicher Beziehungen.

Am schlimmsten benahm sich ein größerer Hund, der zwar nicht zur Jagd abgerichtet war, dafür aber aus eigenem Antrieb hinter Hasen herjagte, die sich nicht selten aus dem nahen Wald auf eine Kleewiese wagten, und dort selbstverständlich nicht als gern gesehene Gäste beliebt waren.

Wenn der Hund nicht angekettet war, und das Kaninchen im Hof umherlief, trieb er es jedesmal in den Stall zurück. Da diese Verfolgung nicht gefahrlos für das Stallhäschen schien, wurde der Hund scharf zurechtgewiesen; er begriff bald, daß er Frieden halten müsse, und ließ das Tierchen unbehelligt.

Es dauerte nicht lange, da war dem Kaninchen das veränderte Gebaren des Hundes klar geworden. Bald wagte es sich vertraulich näher heran, wagte allerlei Männchen und Sprünge, kurz, es benahm sich so auffallend, daß auch der Hund einsah, das Häschen werbe um seine Neigung. Es dauerte nun nicht mehr lange, da schlossen beide Tiere Freundschaft, scherzten und spielten zusammen und lebten als treue Kameraden miteinander. Zuletzt kam es sogar so weit, daß das Kaninchen seinen Stall verließ und zu dem Spielgenossen in die Hundehütte übersiedelte, in der es auch im Winter blieb. Hühner und Gänse aber durften nie mehr wagen, ihre Abneigung gegen den erklärten Kameraden des Hofhundes irgendwie zum Ausdruck zu bringen.

F. Ko.

Heimgeschickt

Reden und schreiben ist zweierlei, und es ist nicht die Regel, daß ein Mann, dem es leicht fällt, seine Gedanken in klaren, formvollendeten Sätzen schriftlich zum Ausdruck zu bringen, auch ein ebenso gewandter Redner ist. Daher kommt es, daß bedeutende Schriftsteller im Verkehr enttäuschen. Man erlebt nicht selten, daß den schreibgewandten Männern die Gabe der Rede nicht eigen ist. Der feinsinnige Vischer prägte den Satz: „Eine Rede ist keine Schreibe, und eine Schreibe ist keine Rede!" Man erwarte also nicht, daß beispielsweise ein noch so anerkannter Humorist der Feder auch im gewöhnlichen Verkehr ein witziger und schlagfertiger Mensch sein müsse.

Mark Twain, der bekannte amerikanische Humorist, saß einmal in Neuyork an einer großen Tafel. Ein Festredner nach dem andern versuchte sein Glück mit mehr oder weniger Erfolg in Ansprachen. Da forderte jemand Mark Twain auf, sich gleichfalls hören zu lassen. Der Humorist fand sich dazu bereit, und zur nicht geringen Überraschung mancher Anwesenden sprach er überaus witzig und humorvoll. Groß war der Beifall, der nach seinen ebenso drolligen als teilweise scharf zugespitzten Ulkereien losbrach.

Aber nicht alle Festgäste hatten erwartet, daß Mark Twain so witzig sprechen würde. Am meisten überrascht war ein Rechtsanwalt. Er stand auf, hielt nach seiner Gewohnheit die Hände in den Taschen und sagte: „Wahrhaftig, das wundert mich. Ich erwartete nicht, daß ein Humorist von Beruf, ein Schriftsteller, die Gabe besitzt, auch als Redner humoristisch wirken zu können und, wie wir eben alle staunend hörten, mit durchaus nicht geringer Schlagfertigkeit."

Mark Twain hatte lächelnd zugehört, erhob sich rasch und sagte schmunzelnd: „Ich wundere mich nicht weniger darüber, daß ein Rechtsanwalt einmal die Hände in seinen eigenen Taschen hat."

Das gab ein überaus fröhliches Gelächter. Die ganze Gesellschaft freute sich über die unerwartete spaßige Abfuhr, und der Anwalt war klug genug, mitzulachen. J. Men.

Auflösungen der Rätsel des 6. Bandes:

Umstellrätsel S. 38: Nikolaus Lenau, siehe nachstehend;

Zahlenrätsel S. 98: Nikolaus Kopernikus, siehe nebenstehend (rechts);

Silbenergänzungsaufgabe S. 138: **Romulus**, **Eremit**, **Ilmenau**, **Feuerwehr**, **Telegramm**, **Roderich**, **Ägina**, **Gneisenau**, **Eichenlaub**, **Reklame** = Reißträger, Sturmhaube;

L	E	N	A	U
F	E	**I**	E	R
E	N	**K**	E	L
S	T	**O**	R	M
D	E	**L**	T	A
T	R	**A**	U	M
S	T	**U**	B	E
I	N	**S**	E	L

D	Ä	N	E	M	A	R	**K**
C	H	A	M	I	S	S	**O**
H	O	R	O	S	K	O	**P**
G	A	B	R	I	E	L	**E**
O	L	E	A	N	D	E	**R**
A	N	A	K	R	E	O	**N**
M	A	H	A	G	O	N	**I**
H	E	R	A	L	D	I	**K**
T	I	M	B	U	K	T	**U**
N	**I**	**K**	**O**	**L**	**A**	**U**	**S**

Rätsel S. 143: Das Schlaraffenland;

Figurenrätsel S. 143: siehe nebenstehend;

```
        S
      E V A
    R H E I N
  B R E N N E R
S V E N H E D I N
  S P I E G E L
    R O D E L
      E I D
        N
```

Silbenrätsel S. 170: 1. **Salami**, 2. **Islam**, 3. **Epigramm**, 4. **Geste**, 5. **Erker**, 6. **Offenburg**, 7. **Disraeli**, 8. **Eulenspiegel**, 9. **Regent**, 10. **Naxos**, 11. **Ibsen**, 12. **Eurhythmie**, 13. **Donau**, 14. **Erbprinz**, 15. **Radau**, 16. **Ladislaw**, 17. **Alhambra**, 18. **Gralsburg**, 19. **Eule**, 20. **Nubien** = Siege oder Niederlagen, immer gilt's neu zu wagen;

Homonym S. 192: Arm, Armee.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 5 trafen nach Redaktionsschluß von Band 6 ein, so daß sie dort nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Fritz Faatz, Affenheim, Oberhessen (6); Fritz Klein, Raunheim a. Main (5); Heinrich Lotz, Bergen b. Frkft. a. M. (6); Balthasar Lotters, Hamburg (6); Emil Lührsen, Brandenburg a. d. H. (6); Annette Lüttger, Bremen (6); E. Luther, Kolberg a. d. Ostsee (7); Oskar Luvendahl, Merseburg (6); Hans Morawietz, Schomberg, Kr. Beuthen, Oberschlesien (5); Julius Morgenstern, Niedergrund a. d. Elbe, C.S.R. (6); Friederike Mühlberg, Basel (6); Heinrich Muckerbohm, Paderborn (6); Ignatz Muggenhofer, Zürich (6); Hermann Obrister, Eydtkuhnen (6); Elisabeth Oderheims, Würzburg (6); Marianne Oelrichs, Franzensbad (5); Otto Erich Offenheim, Barmen (6); Sebald Ohme, München (6); Michael Probster, Elberfeld (6); Ferdinand Pütterich, Regensburg (6); Edgar Rohrig, Nürnberg (6); Manuela Rühdels, Osnabrück (5); A. u. E. Seidel, Leipzig-Anger (6); Theodor Silberer, Dresden (6); Hubert Simmel, Straßburg (6); Irene Simhardt, Königsberg (6); Eugen Tilleffen, Hamburg (6); Gustav Adolf Torböck, Andernach a. Rh. (6); Petrus Vallmer, Karlsruhe (6); Anna Wolter, Rüdesheim (5); Karl Würz, Bamberg (6); Ida Zeiler, Fürth i. Bayern (5).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.




Biblioteka Główna UMK
300020176451

